

Jahrbuch

für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay

Herausgegeben vom

Verein für Geschichte und Kultur
der Mennoniten in Paraguay

8. Jahrgang 2007

Umschlaggestaltung: Rendi Klassen, Grafil S.R.L.

Satz: Gundolf Niebuhr

Korrektur: Michael Rudolph/Jakob Warkentin

Druck: Imprenta Litocolor, Asunción

Jahrbuch 2007
für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay

Schriftleitung:

| | |
|-------------------------|---------------------------|
| Dr. Jakob Warkentin | <jwarken@telesurf.com.py> |
| Gundolf Niebuhr MA. | <niebuhr@telesurf.com.py> |
| Dr. Hans Theodor Regier | <theodor@rieder.net.py> |

Internet: www.menonitica.com

Anschriften der Autoren dieser Ausgabe:

| | |
|------------------|--------------------------|
| Jakob Warkentin | jwarken@telesurf.com.py |
| Beate Penner | rendy@telesurf.com.py |
| Eugen Friesen | eugeniof@telesurf.com.py |
| Hannes Kalisch | nempayvaam@enlhet.org |
| Gundolf Niebuhr | niebuhr@telesurf.com.py |
| Johan Thiessen | johnth@telesurf.com.py |
| Harry Löwen | hloewen@silk.net |
| Peter P. Klassen | pklassen@telesurf.com.py |
| Uwe Friesen | ufriesen@chaconet.com.py |

Das Jahrbuch der Mennoniten in Paraguay ist eine Publikation mit wissenschaftlichem und kulturellem Charakter, die sich mit dem Leben der Mennoniten Paraguays und ihrer wechselseitigen Beziehung zur Umwelt befasst. Es wird herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay. Der Bezugspreis beträgt 25.000 Gs. im Inland, 8 US\$ für Leser im Ausland.

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|---|--|-----|
| VORWORT..... | 5 | |
| HARRY LOEWEN | | |
| VERLORENE HEIMAT -- GEFUNDENE DICHTKUNST: MEIN WEG ZUR MENNONITISCHEN LITERATUR | 9 | |
| GUNDOLF NIEBUHR | | |
| BELLETRISTISCHE ANSÄTZE IM MENNONITISCHEN SCHRIFTTUM IN PARAGUAY | 27 | |
| HARRY LOEWEN | | |
| VERLOREN IN DER PRÄRIE: KANADISCH-MENNONITISCHE LITERATUR IM AUFBRUCH..... | 41 | |
| JOHAN THIESSEN | | |
| PLAUDDIETSCH IM PARAGUAYISCHEN CHACO - EINE IDENTITÄT ZWISCHEN ANPASSUNG UND ABGRENZUNG | 57 | |
| HARRY LOEWEN | | |
| „EIN JEDER GING BESCHENKT NACH HAUS“: VOM NUTZEN DER LITERATUR . | 81 | |
| JAKOB WARKENTIN | | |
| ZUR BEDEUTUNG DER LITERATUR FÜR DIE MENNONITEN IN PARAGUAY | 97 | |
| KULTURELLER TEIL | 109 | |
| PETER P. KLASSEN | FRIEDAS TOD | 110 |
| BEATE PENNER | SONRISA | 132 |
| BEATE PENNER | VERBANNT | 135 |
| EUGEN FRIESEN | ÜBERLEGUNGEN EINES STUDENTEN | 141 |
| HANNES KALISCH | DA KREISEN DOCH GEIER! | 144 |
| UWE FRIESEN | OBA NICH BIE MIE..... | 151 |
| HEINRICH RATZLAFF | SCHIERLING'S PEET..... | 153 |
| ANITA HEIN | ERINNERUNGEN AN MEIN HEIMATDORF KARLSRUHE | 155 |
| HEINRICH RATZLAFF | PAPA, SEND WIE BOOLT TUS? | 156 |
| BUCHBESPRECHUNGEN..... | 158 | |

Vorwort

„Mennoniten und Literatur“, dieses Thema ist uns weniger geläufig als z. B. „Mennoniten und Wirtschaft“ oder „Mennoniten und Gesang“. Und doch, wenn man einmal genauer hinschaut, haben die Mennoniten auf literarischem Gebiet durchaus etwas zu bieten. Die Mennoniten in Kanada haben darin besondere Verdienste, in Paraguay ist die Belletristik bis heute nur schwach entwickelt. Dies war dem Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay Grund genug, sich im Rahmen eines Symposiums mit diesem Thema zu befassen.

Harry Loewen, der viele Jahre den Lehrstuhl für Mennonitische Studien an der University of Winnipeg inne hatte, war bereitwillig unserer Einladung gefolgt und hielt drei Vorträge auf dieser Veranstaltung. Er sprach über seinen persönlichen Weg zur mennonitischen Literatur und erläuterte am Beispiel mehrerer Schriftsteller den Aufbruch in der kanadisch-mennonitischen Literatur. Es fällt auf, dass die gegenwärtigen mennonitischen Dichter in Kanada sich weit mehr mit den Problemen und Chancen der Mennoniten in der Gegenwart als mit denen ihrer Vorfahren in Russland auseinandersetzen. Nicht die „heile Welt“, wie sie viele Flüchtlinge und Auswanderer aus der Sowjetunion noch in Erinnerung haben, sondern der Mensch in einer zerrissenen und widersprüchlichen Welt steht im Mittelpunkt ihrer Darstellungen. Auf diese Weise, so Loewen in seinem letzten Beitrag, trage die Literatur durchaus zum Selbstverständnis und zur Lebensbewältigung bei.

Gundolf Niebuhr hob in seinen Ausführungen hervor, dass Belletristik bei den Mennoniten in Paraguay erst in Ansätzen vorhanden sei. Das liege weniger an der mangelnden Begabung unter den Siedlern, sondern vielmehr an der Skepsis vieler Leser diesem Genre gegenüber, besonders wenn es sich dabei um mennonitische Autoren handle. Vorschnell werde von den Lesern die Frage gestellt, ob das Dargestellte auch wirklich der Wahrheit entspreche, wobei Wahrheit und Wirklichkeit miteinander verwechselt würden. Hinzu komme, dass Schriftsteller

in der Gesellschaft oft marginalisiert würden in dem Bewusstsein, dass ein Buch doch wenig nütze im Vergleich zu einer „auf Hochglanz polierten Wirtschaft“.

Die Frage nach dem Nutzen und der Bedeutung der Literatur für die Mennoniten in Paraguay wurde daher zu Recht noch einmal von Jakob Warkentin in seinem Vortrag gestellt. Dabei stellte er fest, dass gerade in abgeschlossenen Gegenden Bücher die „Fenster zum Himmel und zur Welt“ seien. Bücher dienten als Quelle des Wissens und der Erkenntnis und könnten durchaus zur Lebensbewältigung beitragen. Das hätten viele Siedler besonders in der Ansiedlungszeit erfahren. Lebenspraktische Bücher hätten daher im Vergleich zur schöngeistigen Literatur immer noch den Vorzug bei Jung und Alt.

Da bei den Mennoniten in Paraguay das „Plautdietsch“ als tägliche Umgangssprache immer noch eine wesentliche Rolle spielt, ist es sinnvoll, sich von Zeit über Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den regionalen Varianten Rechenschaft zu geben. Johan Thiessen, der sich jahrelang mit der plattdeutschen Sprache im Rahmen seines Studiums in Kiel befasst hat, referierte auf dem Symposium über Veränderungen im „Plautdietsch“ zwischen Anpassung und Abgrenzung. Sprachkontakte zwischen den verschiedenen Kolonien würden das herkömmliche Platt ebenso verändern wie sprachliche Einflüsse durch die umgebende Bevölkerung. Das zeigte der Referent an mehreren Beispielen auf.

Der kulturelle Teil ist wieder einmal kürzer ausgefallen als der erste Teil. Wir sind aber froh, dass wir immer wertvolle Beiträge erhalten, die da zeigen, dass bei uns durchaus Ansätze zur Belletristik vorhanden sind, auch wenn diese noch weiter entfaltet werden sollten. *Peter P. Klassen* hat wieder einmal eine sehr lezenswerte Erzählung beige-steuert, die nicht nur angenehm zu lesen ist, sondern auch zum ernsthaften Nachdenken anregt. *Beate Penner* zeigt erneut, dass sie Erfahrungen aus Geschichte und Gegenwart aufgreifen und in Form einer Erzählung dem Leser nahe bringen kann. Dass ein Student in Paraguay nicht nur routinemäßig sein Fachstudium in Asunción absolviert, sondern sich auch über Gott und die Welt Gedanken macht, wobei ihm Dichter und Philosophen anregende Hinweise geben, beweist *Eugen Friesen* mit seinen „Überlegungen eines Studenten“. *Hannes Kalisch*, dem es um das gegenseitige Verständnis zwischen den Kulturen geht, hat in einer Kurzgeschichte aufgezeigt, wie verschieden doch die Welt der Mennoniten und die Welt der Indianer im paraguayischen Chaco ist. Welchen unterschiedlichen Stellenwert die Arbeit im Denken und Handeln der Mennoniten sowie der Indianer einnimmt, zeigt die in Plattdeutsch wiedergegebene Darstellung von *Uwe Friesen* „Oba nich bie mie.“

Ein paar Früchte als Nachlese von der Jubiläumsfeier der Flüchtlinge, die vor 60 Jahren über den Amur aus der Sowjetunion geflohen sind, haben uns *Heinrich Ratzlaff* und *Wilfried und Anita Hein* zur Verfügung gestellt.

Einige Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt im Chaco werden dem interessierten Leser durch die Buchbesprechungen empfohlen. Es wäre wünschenswert, wenn die Leser die hier erschienenen Bücher nicht nur lesen, sondern sie auch kaufen würden. Damit würden sie die Autoren, die viel Arbeit und Geld in die Publikation eines Buches stecken, ein klein wenig unterstützen.

Allen, die zu diesem Jahrbuch einen Beitrag geleistet haben, sage ich im Namen des Vereins für Geschichte und Kultur meinen verbindlichen Dank!

Jakob Warkentin

Verlorene Heimat - - Gefundene Dichtkunst: Mein Weg zur mennonitischen Literatur

Harry Loewen

Als Kind in der Ukraine wusste ich nichts von Mennoniten. Ich kann mich nicht erinnern, als Kind je das Wort „Mennonit“ gehört zu haben. Obwohl meine Eltern und Großeltern gläubig waren, haben sie nie in meiner Gegenwart von Mennoniten gesprochen. Nachdem mein Vater und Großvater 1937 von der NKWD verhaftet und erschossen worden waren, war es vor allem meine Großmutter, die uns Kinder beten und an Gott glauben lehrte und uns die biblischen Geschichten vorlas. In der Schule, schon in den ersten Klassen, wurde der Atheismus gelehrt. Außerhalb des Hauses durfte niemand wissen, dass Mutter und Großmutter mit uns beteten und uns in Glaubenssachen unterwiesen.

In der Schule liebte ich es, russische Gedichte zu lesen und auswendig zu lernen. Das eine Gedicht und Lied war „Katjuscha“, das von einem Mädchen handelte, das Sehnsucht nach ihrem Geliebten in weiter Ferne hatte. Da meine Lehrerin, Yelena Grigoriwna, mit einem Rotarmisten verlobt war, verband ich dieses Lied immer mit ihrer Person. Schon in der ersten Klasse hatte ich mich in diese Lehrerin verliebt!

Ein anderes Gedicht war das „Testament“ von Taras Schewtschenko (1814-61), dem größten ukrainischen Dichter, Maler und Freiheitskämpfer des 19. Jahrhunderts. In diesem Gedicht „Wenn ich sterbe...“ spricht er von der Freiheit seines Volkes und bittet, dass er am Ufer des Dnjeprs begraben werden will, wenn er einst stirbt. Unsere ukrainische Landschaft um Friedensfeld, mein Heimatdorf, etwa 50 Kilometer vom Dnjepr und Nikopol entfernt, verband ich immer mit Schewtschenkos Gedicht.

Obwohl wir sowjetische Bürger waren, galten wir als Deutsche. Als dann die Deutschen 1941 die Ukraine besetzten, wurden wir von ihnen „Volksdeutsche“

und „Schwarzmeerdeutsche“ genannt. Ich sprach kein Hochdeutsch, nur Plattdeutsch zu Hause und Russisch und Ukrainisch mit meinen Freunden und in der Schule. Unter der Besatzung fing ich an, Hochdeutsch zu lernen und bald zu sprechen. Auch besuchte ich unter der Besatzung eine deutsche Schule. Der Lehrer, Herr Frank, kam aus Deutschland und war sehr streng und unsympathisch. Ich und andere Schüler mochten ihn nicht.

Als die Deutschen sich 1943 aus Russland zurückzogen, flüchteten wir zuerst in das deutsch-besetzte Polen, wo ich in der Nähe von Litzmannstadt (Lodz) eine deutsche Heimschule besuchte. Hier las ich zum ersten Mal die deutschen Klassiker, vor allem Goethe, Schiller, Eichendorff und andere Dichter, aber auch moderne Schriftsteller wie Friedrich Nietzsche. Mit Franz Kafka und Heinrich Heine wurde ich erst nach dem Krieg bekannt. Da diese Dichter deutsche Juden waren, wurden sie unter den Nationalsozialisten nicht gelehrt. Das Gedicht/Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ von Heine wurde von den Deutschen auch weiter geliebt und gesungen, aber in den Liederbüchern wurde der Dichter als „unbekannt“ bezeichnet! Von Mennoniten hatte ich während der Zeit der deutschen Besatzung noch immer nichts vernommen. Jedenfalls kann ich mich dessen nicht erinnern.

Erst am Ende des Krieges, als das MCC nach Deutschland kam, um uns Flüchtlingen materiell und geistlich zu helfen, lernte ich Mennoniten kennen. Auch bekamen wir vom MCC Lesematerial, das uns mit mennonitischer Geschichte bekannt machen sollte. Das erste Buch über Mennoniten, das ich in die Hände bekam, war Cornelius Krahn's Menno Simons-Buch, seine 1936 verfasste Heidelberger Doktorarbeit. Dieses Buch war für mich eine wahre Offenbarung. Hier las ich zum ersten Mal über die Täufer des 16. Jahrhunderts, die wegen ihres Glaubens verfolgt und getötet wurden, auch über ihre Friedenslehre und natürlich über Menno Simons, nach dem wir Mennoniten benannt sind. In Gronau kam ich unter Hans Legiehn's Erweckungspredigten zum Glauben, wurde von einem Baptistenprediger, Jakob Peters, mit etwa vierzig anderen Täuflingen getauft, und wurde dann später in Kanada in die Mennoniten Brüder Gemeinde aufgenommen.

Noch im Flüchtlingslager in Deutschland schrieb ich eines meiner ersten und längsten Gedichte, „Unsere Flucht“ genannt, worin ich unsere Rettung aus der Sowjetunion schilderte. Es war natürlich keine große Dichtung, sondern nur Gefühlsergüsse eines dankbaren jungen Menschen für die Errettung aus Not und Gefahr. Als ich das Gedicht meiner Mutter zeigte, sagte sie, dass mein Großvater

seinerzeit auch Gedichte verfasst hatte. Doch hatte ich nie auch nur eine Zeile seiner Gedichte zu Gesicht bekommen.

Etwa 1951/52, als ich am Mennonite Brethren Bible College in Winnipeg studierte, kam mein Lehrer Abram H. Unruh eines Tages auf mich zu und überreichte mir ein altes Buch. „Bruder Loewen,“ sagte er freundlich, „dieses Buch wird für dich von größerer Bedeutung sein als für mich.“ Es war ein Gedichtband, etwa 350 Seiten stark, von meinem Großvater 1899 in Halbstadt, Russland, veröffentlicht. Der Titel des Buches: *Herzenstöne für schlichte Christenherzen. Eine reichhaltige Sammlung von Gelegenheitsgedichten*. Gegenüber der Titelseite standen die folgenden Worte in Großvaters schöner Handschrift: „Heinrich Unruh zum Andenken von dem treuen Freunde Johann Löwen.“ Heinrich Unruh, Großvaters Freund, war Abram und Benjamin Unruhs Bruder, der um 1900 als Missionar in Indien diente. Das Buch war also irgendwie in die Hände meines verehrten Lehrers gekommen und nach Jahr und Tag, und nach vielen Umwegen, in meinen Besitz gelangt.

Ich hätte Dr. Abram Unruh aus Dankbarkeit um den Hals fallen können. Später, beim Lesen von P.M Friesens umfangreicher Mennonitengeschichte, entdeckte ich, dass zwei Dichter in Russland zu denen gehörten, die das Fundament für mennonitische Literatur gelegt hatten. Der eine war Bernhard Harder (1832-84) und der andere war Johann J. Löwen, mein Großvater. Die Dichtungen dieser beiden sind nicht von poetischem Weltrang, doch gehören sie zu den Anfängen mennonitischer Dichtung in Russland. Die bescheidenen Produktionen meines Großvaters spornten mich zu eigenen Versuchen auf diesem Gebiet an.

Später in Kanada bei Feldarbeiten auf einer großen Farm bei Jakob Kroekers, besonders wenn ich in Nachtschichten mit einem Raupenschlepper-Traktor und Pflug Prärie-Neuland aufbrach, schrieb ich Gedichte, Liebesgedichte, für meine Verlobte in Coaldale, Alberta. Diese Gedichte zusammen mit unseren Liebesbriefen aus jener Zeit sind leider im Jahre 2003 während des verheerenden Waldbrandes in Kelowna, British Columbia, sämtlich verbrannt. Es hat wohl so sein sollen, dass nichts von dem übriggeblieben ist, denn nun kann ich nie der Versuchung erliegen, diese sehr privaten und minderwertigen Erstlingswerke zu veröffentlichen!

Durch meine Geschichts- und Literatur-Studien an verschiedenen Universitäten hatte ich mich für den Lehrstuhl für Mennonitengeschichte und -literatur nur ansatzweise vorbereitet. Meine Magisterarbeit über Luther und die Täufer und meine Doktor-Forschungen über Goethe und den Protestantismus führten mich

sozusagen durch die Hintertür in meinen neuen Arbeitsbereich an der Universität Winnipeg. Hier musste ich mich gründlich in die Mennonitengeschichte und -literatur vertiefen, Fächer, die ich zu unterrichten hatte und die mir von nun an als Forschungsbereich dienten.

Noch ehe ich 1978 an den neuen Lehrstuhl in Winnipeg berufen wurde, gab George K. Epp mit Heinrich Wiebe einen Literaturband mit mennonitischer Dichtung heraus, und zwar mit dem schönen Titel: *Unter dem Nordlicht. Anthologie des deutschen Schrifttums der Mennoniten in Kanada* (1977). Epp bat mich, ihm einige von meinen Gedichten zuzuschicken, aus denen er dann sechs für das Buch auswählen wollte. Hier folgen nun einige meiner dichterischen Versuche, die er in den Sammelband aufnahm.

Auf Reisen

Ich bin ein Wanderer auf vielen Wegen,
Heut hier und morgen dort, von Ort zu Ort,
Ich kenn die Pfade und die dunklen Stege,
Es treibt mich dauernd weiter, immer fort.

Viel habe ich gesehn und viel erfahren,
Die Städte, Länder sind mir all bekannt,
Doch nirgends fand ich nach so vielen Jahren,
Ein trautes Heim, ein heimatliches Land.

Was suche ich in Bergen, Schluchten, Gründen?
Was treibt mich ruhelos in alle Welt?
Wie kann den Weg zu meinem Ziel ich finden?
Was ist's, das mich in Sehnsuchtsbanden hält?

So frage ich und blicke zu den Sternen,
Doch bleibt die Antwort, ach, so lange aus,
Drum muss ich weiter ziehn in alle Fernen,
Und weiter bleiben ohne Hof und Haus.

(Unter dem Nordlicht, 84)

Die „Reise“ ist hier natürlich symbolisch zu verstehen. Wir haben alle eine neue irdische Heimat gefunden, doch im übertragenen und geistlichen Sinne bleiben wir stets Reisende. Auch biblisch gesehen darf das Irdische nie unsere endgülti-

ge Heimat werden. Der deutsche Dichter Novalis schrieb zu Recht in seinen *Fragmenten*: „Wo gehen wir denn hin? -- Immer nach Hause.“ Für den Gläubigen muss es immer so sein.

„Heimat“ ist auch das Thema des folgenden Gedichts. Vor Jahren sah ich an der Universität Mannheim, mit der unsere Universität in Kanada ein Austauschverhältnis hatte, auf einem kleinen Hügel zwischen lauten Straßen und Eisenbahnschienen eine Gruppe von Kaninchen, die dort ihr Zuhause hatten. Nichts schien sie zu stören, der Ort, so verschmutzt und laut er auch war, war für sie zur Heimat geworden.

Die Kaninchenfamilie

In einem kleinen Garten,
umringt von Straßen, Eisenbahn und Stegen,
lebt ein Kaninchenpaar
mit zwei hellgrauen Jungen,
nichtachtend des Verkehrs und Hochbetriebs
und der verschmutzten Luft,
die sie von allen Seiten laut umgibt.
Das Gras ist grün,
die Bäume geben Schutz und Schatten,
und von dem Hügel in der Mitte
sehn sie von Zeit zu Zeit
die größte Welt auf weiter Höhe.

Doch eine Sehnsucht nach der Ferne,
wo rein die Luft,
wo stille Wasser fließen,
und wo das Sonnenlicht
aus einem klaren Himmel strahlt,
steigt ihnen selten auf
denn ihre kleine Gartenwelt
ist für sie Wirklichkeit und
Sicherheit und
Heimat.

(Unter dem Nordlicht, 86)

Ist es nicht oft im Leben so? Wir gewöhnen uns an unsere kleine „Gartenwelt“ und fühlen uns dort bald zu Hause, auch wenn wir wissen, dass es sich anderswo besser und freier leben ließe. Doch manchmal werden wir gegen unseren Willen aus dieser gemütlichen Welt herausgerissen und in eine andere Umgebung versetzt, was viele von uns erlebt haben. So ging es auch den Kaninchen hier. Als meine Frau und ich letzten November wieder in Mannheim zu Besuch waren, wollten wir die Kaninchen auf der alten Stelle wieder sehen, doch nicht ein einziges war da zu finden. Die Gefahr für ihre Existenz auf diesem Platz war wohl zu groß geworden und sie hatten flüchten müssen. Wir mussten unwillkürlich an unsere eigene Flucht vor Jahren denken.

Das nächste Gedicht entstand vor einigen Jahren in Deutschland, wo ich oft sah, wie „Gastarbeiter“ auf Bahnhöfen in Gruppen standen und wie sie den kommenden und abfahrenden Zügen nachschauten. Die Männer - und es waren alles Männer - sehnten sich nach ihren Familien in der fernen Heimat, vielleicht irgendwo in der Türkei. Heute sieht man diese Männer nicht mehr gelangweilt auf den Bahnhöfen herumstehen. Die einstmaligen „Gäste“ fühlen sich in der neuen Welt, in dem schönen Deutschland, ganz zu Hause. Die alte Heimat erscheint ihnen vielleicht nur noch im Traum, wenn überhaupt.

Der Immigrant

Vor Jahren stand er noch
mit seinesgleichen vor dem Bahnhof
und schaute jedem Zuge nach.

Abwesend blickten seine jungen Augen,
im Tonfall seiner fremden Sprache
erklang die Sehnsucht nach der Heimat.

Heut sieht man ihn nicht mehr in Gruppen stehen-
Die Züge kommen noch und gehen,
der Mann beachtet sie noch kaum.
Er kleidet sich modern, ist elegant,
die Landessprache spricht er fließend,
im neuen Auto fährt der Immigrant
mit Frau und Kind im Land spazieren.

Doch manchmal wenn die stille Nacht
 das Rollen eines Zugs vernehmen lässt,
 dann wacht er auf aus seinen Träumen-
 denkt flüchtig an sein Heimatland
 und sinkt bald wieder in den tiefen Schlummer.

(Between Worlds, 214-15)

Ich nehme an, dass dies auch oft unsere Geschichte ist. Nicht dass wir uns nach der geographischen Heimat in Russland sehnen sollten, doch unsere geistliche Tradition, den Glauben der Täufer, das geistliche Erbe, dürfen wir nie vergessen. Wenn es uns materiell gut geht, geschieht es oft, dass wir vergessen, was wir sind und wo wir herkommen.

Als denkende Menschen, selbst als Gläubige, können wir Gott nicht immer verstehen. Schon Hiob im Alten Testament fragte sich und seine Freunde, warum der gerechte Mensch oft unschuldig leiden muss. Ist Gott gerecht, wenn er so etwas zulässt? Auch wir als Mennoniten sind durch schwere Zeiten gegangen und haben Gott nicht immer verstehen können. Diese Gedanken veranlassten mich vor Jahren zum folgenden Gedicht „Fragen“, aus dem ich nur zwei Strofen zitiere:

Ist's wahr, dass Gott sich um mich kümmert,
 dem Säugling, wenn er hilflos wimmert,
 getreulich Hilfe beut?
 Wenn Freunde ihren Freund verlassen,
 wenn Menschen wieder Menschen hassen
 und Todessaat gestreut?

.....

So manchen sah ich um mich fallen,
 hört noch im Todesröcheln lallen:
 „O Gott, bist du noch da?“
 Der Vater wurde von den Lieben
 hinweggerissen, fortgetrieben,
 doch kein Wunder geschah.

(Unter dem Nordlicht, 88)

Das klingt ziemlich pessimistisch, doch darf das Gedicht nicht als blasphemisch

gedeutet werden. Solche Gedanken kommen uns, wenn wir so viel Unheil um uns sehen und doch an einen liebenden und mächtigen Gott glauben wollen. Es geschieht oft in Stunden der Zweifel, dass uns solche Fragen kommen. Dann rufen wir manchmal mit dem Vater im Evangelium aus: „Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben!“

Ich erwähnte zuvor, dass ich schon ganz jung Friedrich Nietzsche gelesen hatte. 1948-49 in der Coaldale Bibelschule hatte ich einen Lehrer, Bernhard Sawatzky, der unter den Studenten sehr beliebt war. Er wusste, dass ich einiges von Nietzsche kannte - meine Mitstudenten hatten nie von diesem Philosophen gehört - und so fragte er mich bei Gelegenheit in der Klasse: „Bruder Loewen, was würde Nietzsche dazu sagen?“ Ein Ausspruch von Nietzsche, den Lehrer Sawatzky hin und wieder zitierte, war: „Der Gewissensbiss ist dumm und unanständig.“ Nicht dass mein Lehrer ein Nietzscheaner war, aber er wollte damit sagen, dass nicht alle Gewissensbisse von Gott kämen und dass selbst das Gewissen uns manchmal irreführen kann. So hatte sogar ein Philosoph wie Nietzsche uns etwas zu lehren.

Wie ihr wisst, war Nietzsche der Philosoph, der den Satz „Gott ist tot“ prägte. Walter Kaufman, ein Nietzsche-Kenner, behauptet, dass Nietzsche eigentlich meinte, dass das 19. Jahrhundert Gott getötet hätte. Die modernen Menschen lebten, als ob es keinen Gott mehr gebe. Selbst die Kirchen seien nichts anderes mehr als die Gräber des toten Gottes. In einer Nietzsche-Erzählung erscheint ein Wahnsinniger am hellen Morgen auf dem Friedhof, trägt eine brennende Laterne und ruft immerfort „Ich suche Gott! Ich suche Gott“ (*Portable Nietzsche*, 95-96). Er kann ihn aber nicht finden.

Nietzsches größte Dichtung ist *Also sprach Zarathustra* (1883-85). In diesem Werk kommt ein Weiser von den Bergen und lehrt die Menschen, wie sie zu leben haben, wenn sie ihre Leiden und sich selbst überwinden wollen. Sie müssen der Erde treu bleiben, das Leben nicht verachten, die reinen Freuden mit gutem Gewissen genießen, und die Verkünder der Weltverachtung nicht allzu ernst nehmen. Besonders Nietzsches kürzere Gedichte machten einen großen Eindruck auf mich, wie z. B. das Gedicht „Vereinsamt“: „Die Krähen schrein / Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt: / Bald wird es schnein / Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!“ Oder das Gedicht „Dem unbekanntem Gott“, wo es in der letzten Strophe heißt: „Ich will Dich kennen, Unbekannter, / Du tief in meine Seele Greifender, / Mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender, / Du Unfassbarer, mir Verwandter! / Ich will Dich kennen, selbst Dir dienen.“

Nietzsche gab mir in den ersten Jahren in Kanada viel zu denken, besonders als ich merkte, dass das kanadische Mennonitentum, statt Freiheit und Freude zu predigen, uns oft mit Strafen drohte und uns junge Menschen in eine Zwangsjacke zwängen wollte. Ich schrieb sogar einige Gedichte im Sinne Nietzsches, doch am Ende wurde mir klar, dass ich meine Freiheit und Freude nicht bei einem Nietzsche zu suchen brauchte, sondern dass die „Freiheit eines Christenmenschen“, wie Luther 1521 schrieb, bei Jesus Christus in größerem Maße als in der Welt zu finden sei.

Als ich 1978 an den Lehrstuhl für Mennonitengeschichte berufen wurde, konnten einige leitende Brüder in der Mennonitengemeinde Konferenz meinen Schritt an eine säkulare Universität nicht so recht verstehen. Doch in den siebziger Jahren wurde der Multikulturalismus in Kanada betont und gefördert. Mehrere ethnisch-kulturelle Lehrstühle wurden von der Regierung an kanadischen Universitäten gestiftet. Die kanadischen Regierungen sehen die Mennoniten nicht nur als eine religiöse Konfession, sondern auch als eine kulturell-ethnische Gruppe wie z.B. auch die Ukrainer, Indianer, Franzosen, Deutsche und andere. Als Inhaber des mennonitischen Lehrstuhls musste ich nun zum Teil akademisch umsatteln. Vorher lehrte ich Geschichte und Literatur am Mennonite Brethren Bible College und an der Wilfrid Laurier Universität in Waterloo, Ontario, und nun musste ich hauptsächlich „Mennonite Studies“ lehren.

In meiner neuen Position entdeckte ich bald, dass die Mennoniten schon in Russland Gedichte und Bühnenstücke geschrieben und literarische Fortschritte gemacht hatten. Diese Dichter und Schriftsteller kamen in den zwanziger Jahren nach Kanada und schufen dort die Basis für die kanadisch-mennonitische Literatur, und zwar hauptsächlich in deutscher Sprache, aber auch in Plattdeutsch. Unter diesen Dichtern und Schriftstellern waren es unter anderen Jakob H. Janzen, Peter J. Klassen, Heinrich Görz, Gerhard H. Peters, Gerhard Loewen, Fritz Senn (Gerhard Friesen), Abram J. Friesen, Nikolaus H. Unruh, Valentin Sawatzky und besonders der wohlbekannte Arnold Dyck. Diese waren alle „Russländer“, wie man die Einwanderer nannte, die in den zwanziger Jahren nach Kanada gekommen waren. Die sogenannten „Kanadier“, die schon im 19. Jahrhundert eingewandert waren, machten sich später, wie wir im nächsten Vortrag sehen werden, in englischer Sprache einen bedeutenden Namen.

Die ersten Dichtungen der kanadischen Mennoniten zeigen einen gewissen Januskopf, ein Doppelgesicht, das einerseits zurück in die alte verlorene Heimat blickt, andererseits aber auch schon der neuen Heimat zugewandt ist. Jakob H.

Janzen (1878-1950), der schon in Russland als Lehrer, Schriftsteller und Prediger bekannt geworden war, besonders durch seinen Roman *Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen* (1910), schreibt so rührend von den zwei Heimaten in seinem Gedicht „Abschied“.

Abschied

Schön ist's daheim,
 wo unsre Muttersprache klingt,
 wo man der Heimat Lieder singt,-
 da möchte man sein.
 Da hatt' ich mir mein Haus gebaut
 und meinem lieben Gott vertraut;
 da hatt' ich stets mein reichlich Brot
 und wusste nichts von Sorg und Not.
 Es war so schön.

Und doch musst ich von dannen gehn.
 Wer rief?- Mein Herz vernahm den Ruf,
 des, der mich ihn zu preisen schuf.
 Der nahm mich, wie einst Abraham,
 und führte mich, bis dass ich kam
 in fremdes Land, all Reichtums bar,
 und ihm dort baute den Altar,
 und baute eine Hütte mir.

Hier bin ich,
 Und Gott ist bei mir.

(*Unter dem Nordlicht*, 3)

Einer der größten mennonitischen Dichter war Fritz Senn (Gerhard Friesen), der 1894 in Halbstadt, Südrussland, geboren wurde. In Kanada kam er wirtschaftlich nicht so recht vorwärts. Er wanderte noch vor dem Zweiten Weltkrieg mit seiner Familie nach Deutschland zurück und starb 1983 in Wilhelmshafen. In seinem Gedichtzyklus *Hinterm Pflug/Stimmungen*, der zu seinen besten Gedichten zählt, hat er die leidvolle Geschichte der russländischen Mennoniten rührend und meisterhaft erzählt. Der Zyklus entstand 1935/36 in den Jahren der weltweiten wirtschaftlichen Depression.

Der Zyklus fängt mit einem Bauernbild an: „Es geht ein Pflug, der Schollen sichtet. / Du siehst ihn nicht, doch immer ist er da; / Er sichtet, schrammt und trennt und lichtet / Durch unser Volk...“ Und dann beschreibt der Dichter, wie dies geschah: Gott ist der Pflüger, der den Pflug tief stellt und durch das Mennonitenvölklein die Furchen zieht. Es besteht kein Zweifel, dass das Pflügen im steinigen Acker ein Bild von Gottes Gericht ist. Durch die Bauerdörfer wütet die Feuerbrunst, Machnobanden verwüsten das mühsam Aufgebaute, Blut fließt in Strömen und die Gemeinden werden aufgelöst. Am Ende der Gedichte erinnert sich der Dichter an das paradiesische Leben in Russland, wie es einmal war:

Im Dämmern liegt das Herbstgelände
 Von Ruhesehnsucht überhaucht-
 Das Feuer ferner Stoppelbrände
 Versinkt, verraucht.

Die Herde gleitet von der Weide
 Den Ställen zu,
 Der Pflüger im verstaubten Kleide
 Eilt heim zur Ruh.
 Im Dorfe kühler Abendfriede,
 Laternenschein-
 Die Hammerschläge einer Schmiede
 Schlafen ein.-
 Ein jeder findet seine Klausen
 Nach Müh und Not.-
 Bereitet schon in jedem Hause
 Stehn Milch und Brot....

(Unter dem Nordlicht, 8)

Doch die friedlichen Dörfer sind nicht mehr da. Sie wurden zerstört und die Bauern mussten ihre Heimat verlassen. Der Dichter Abram J. Friesen schließt sich den Gedichten Fritz Senns an und im Gedicht „Stimmungen I“ drückt er in den letzten zwei Versen seine Wehmut über diesen Verlust aus. Am Ende fragt er den „Sänger“ Fritz Senn, ob er ihm sagen kann, wie man die heile Welt wieder finden könnte:

Nun wird es langsam Nacht. Das Dorf entschwindet
Allmählich meinem Blick.
Ich such und irr. Mein müder Fuss, der findet
Nicht mehr ins Dorf zurück.

O Sänger, kannst du mir wohl sagen,
Führt denn kein Weg mehr heut
Dorthin, wo einst „die stillen Dörfer lagen
Im Mondschein hingestreut“?
(Unter dem Nordlicht, 9)

In seinem Gedicht „Heimweh“ spricht Abram J. Friesen nicht vom Verlust seiner irdischen Heimat, sondern von der Sehnsucht nach dem alten Glauben, der ihm scheinbar abhanden gekommen ist:

Eure alten fromme Lieder
Von dem Kreuz, vor das ihr tretet,
Von dem Gott, zu dem ihr betet,
Heute hörte ich sie wieder.

Mich ergriff ein tief Verlangen,
Wäre durch vergessne Zeiten,
Über fremde Länderweiten
Gern zu euch zurückgegangen.

Das Verschwundne kehrt nicht wieder,
Das Verlassne bleibt verloren.
Doch mir klingen in den Ohren
Immer noch die alten Lieder.
(Unter dem Nordlicht, 66)

Auch Nikolaus H. Unruh drückt seine Sehnsucht nach dem aus, was er verloren hat.

Mein Heimatdorf

Still liegt im Tale gebettet,
Umsäumt von Gärten und Wald,
Das Heimatdorf meiner Kindheit,
Wohl hundert Jahre schon alt.

Dort steht auf grüner Wiese
Die Mühle verlassen und grau,
Die trägen Flügel heben
Sich hoch zu des Himmels Blau.

Der alten Eiche Blätter,
Sie rauschen dasselbe Lied,
Und abends durch die Straße
Heimwärts die Herde zieht.

Doch andere Menschen stehen
Jetzt plaudernd am Straßentor,
Und fremde Töne dringen
Mir an das lauschende Ohr.

(Unter dem Nordlicht, 76)

In der erzählenden Prosa hat sich besonders Gerhard G. Toews (de Brecht) mit seinen zwei Büchern *Die Heimat in Flammen* (1933) und *Die Heimat in Trümmern* (1936) verdient gemacht. Doch der größte mennonitische Erzähler in Kanada war zweifellos Arnold Dyck (1889-1970). Wir können uns die kanadisch-mennonitische Literatur in deutscher Sprache ohne Arnold Dyck nicht denken. Er wurde 1889 in Hochfeld, Chortitza, geboren, studierte in Deutschland Kunstgeschichte und Zeichnen, wanderte in den zwanziger Jahren nach Kanada aus und versuchte zunächst in Manitoba zu „bauern“, was ihm nicht allzu gut gelang. Er gründete mit einigen Kollegen den Echo Verlag, redigierte die *Warte*-Zeitschrift und schrieb und veröffentlichte mehrere Erzählungen. Er publizierte seine Geschichten in Heftchen, etwa hundert Seiten lang, und versuchte sie für einen Dollar zu verkaufen. Gegen Ende seines Lebens ging er nach Deutschland, wo er in Uchte, in der Nähe von Hannover, bei seiner Tochter Hedwig wohnte

und dort 1970 starb und begraben wurde.

Zwischen 1985 und 1990 hat die Manitoba Mennonite Historical Society unter der Redaktion von Victor Doerksen, Harry Loewen, Al Reimer, Georg Epp und Elisabeth Peters seine gesammelten Werke in vier großen und schönen Bänden herausgegeben.

Arnold Dyck schrieb in zwei Sprachen, Plattdeutsch (Plautdietsch) und Hochdeutsch. Sein einziger Roman in hochdeutscher Sprache ist *Verloren in der Steppe*. Dieser Roman ist, was wir in der deutschen Literatur einen „Bildungsroman“ nennen, d.h. die Geschichte eines jungen Menschen, dessen Erlebnisse und Erfahrungen zu seiner Erziehung und Bildung beitragen. Der „Held“ dieses Romans ist Hänchen Töws, der am Ende, kurz bevor er Schüler der Zentralschule in Chortitza wird, zu Hans Töws geworden ist. Der Roman beschreibt das Leben in einem mennonitischen Dorf so, wie es einmal war und wie die Bewohner es durch die Jahreszeiten von Tag zu Tag erlebten. Obwohl realistisch und objektiv geschrieben, drückt die Geschichte die Sehnsucht des Dichters nach dem aus, was nicht mehr existiert. Die geliebte Heimat, die Vergangenheit ist irgendwo in der Steppe „verloren“ und kann nicht wiedergefunden werden. Für Arnold Dyck konnte auch die kanadische Steppe, die Prairie, die russische Steppe nicht ersetzen.

Nach Professor Al Reimer gehören Arnold Dycks plattdeutsche Erzählungen zu seinen besten literarischen Werken. Auch der hochdeutsche Roman *Verloren in der Steppe* ist nach Reimer, literarisch nicht so gut wie z.B. die „Koop enn Bua“-Geschichten und Erzählungen wie „Dee Milljonaä fonn Kosefeld“, „Dee Fria“, „Runde Kuake“, „Twee Breew“ und die „Forsteigeschichten.“ Nun, darüber können Akademiker sich streiten, jedenfalls ist außer Zweifel, dass Arnold Dyck die plattdeutsche Sprache der hochdeutschen vorzog und sich auch am besten in diesem Dialekt ausdrücken konnte. Nach Dyck ist die plattdeutsche Mundart den Mennoniten zur Heimat geworden und das, weil sie keine irdische Heimat haben. Fast könnte man ihm da Recht geben. Sobald wir z. B. einen uns fremden Menschen antreffen und ihn dann plötzlich Plattdeutsch sprechen hören, fühlen wir uns zu ihm hingezogen. Wir wechseln ein paar plattdeutsche Worte mit ihm, fragen, wo er herkommt, und bald fühlen wir uns bei ihm *tütsich!*

Ich habe wiederholt gehört, dass die plattdeutsche Sprache sich nur für Humor und Witze eignet, nicht für seriöse oder traurige Literatur. Und Dycks Geschichten wie *Koop enn Bua* sind bestimmt humorvoll. Der beliebte optimistisch-fröhliche Bua und der magere pessimistische Isaak Koop sind so verschieden in

ihrem Handeln und Denken, dass schon der körperliche und emotionale Unterschied zwischen den beiden komisch wirkt. Der lebenslustige Bua genießt das Leben in vollen Zügen, wogegen der Schwarzseher Koop alles recht traurig findet. Hier ist ein Beispiel aus *Koop enn Bua opp Reise*, eine der besten Erzählungen aus Dycks Schaffen.

Die Reisenden befinden sich in Winnipeg im Zoo, wo sie sich die Affen anschauen. Bua ist ganz von einem Affenbaby begeistert und versucht nun Isaak Koop für das Tier zu interessieren: „Nu seet blooss mol daut Bäbie“ läd Bua nu looss, „Kjijt blooss de Henjtjes met de Finjatjes, enn see’jje, doa senn uck Nääjeltjes aun - nä oba etj saj! Enn dann daut Schnütztje, mett de Nääslajchatjes! Nä heat etj saj! Enn Uagtjes, dee gone mau soo. Enn nu kjiit’et die aun, Iesaak. Saj’emol waut to am, Iesaak, saj’emol schmock halloo too am! Enn hinje, waut haft’et doa? En Tsoageltje! Nä, wo ess’t blooss mäajlich! en Tsoageltje, enn daut kaun doamett uck reare!... Enn dee Oolsch! Waut deit se nu? Nu schoppt se sitj, kjijt Iesaak, se schobbt sitj, nä oba, kratjt aus’n Mensch!“ (Dyck II,160) Der literarische Humor ist bestimmt Dycks Stärke.

Doch hat Dyck gezeigt, dass die plattdeutsche Sprache sich auch für das Tragische in der Literatur eignet. Eine seiner traurigsten und doch meisterhaften Erzählungen ist *Twee Breew* („Zwei Briefe“). Die tragische Stimmung, die den Tod der Frau am Ende vorausdeutet, wird gleich am Anfang angeschlagen. Die Erzählung fängt so an: „Bute toobt een Blizzard. Dee Wint jult emm Schornsteen enn rätat met Fenstre enn Dääre, enn enn’e Wenj knackt’et enn knoat’et“ (Dyck III, 57). Bei diesen Worten wird kein Leser lachen; er bereitet sich auf das Tragische vor, dass am Ende bestimmt kommt.

Die Mutter hat von ihrer Tochter in Europa einen Brief bekommen, dass sie, die Tochter, nach dem Kriege endlich nach Hause kommt. Die Mutter gerät vor Freude fast außer Fassung. Doch die Freude findet bald ein Ende. Ein zweiter Brief kommt mit der niederschmetternden Nachricht, dass Mariechen nicht kommt - sie ist tot. Die Mutter verzweifelt. Noch am selben Abend geht sie in das eisig-kalte Schneegestöber hinaus. Am nächsten Morgen geht man sie suchen. „Daut gauf kjeen langet Seatje. ‘Ne haulwe Miel fomm Hus, aun eenen Fenspost aunjelänt, haulf aul unja Schnee, soo saut see doa. Daut Koppduak haud dee Storm ar wajcheräte....Dee Fru wea doot.“ (Dyck III, 86)

Jack Thiessen, der wohl als Dycks Nachfolger gelten dürfte, hat eine ähnliche Erzählung in plattdeutscher Sprache geschrieben. „Daut Bruttjleed“ („Das Brautkleid“) handelt von einem Verlobtenpaar, Margarete und Cornelius, in ei-

nem ukrainischen Dorf, das durch die Verhältnisse getrennt wird. Die Braut zieht mit ihren Eltern nach Kanada und der Bräutigam hofft ihr später nachzukommen. Am Anfang schreiben sich die beiden, aber durch Umzug in Kanada und schließlich durch die Flucht und den Tod des Bräutigams im Zweiten Weltkrieg verlieren sich die beiden. Nach Jahren findet man ein Brautkleid hinter der Tür in einem alten verfallenen Hause in Saskatchewan hängen, wo die Braut einst gelebt und auf ihren Verlobten vergeblich gewartet hat. Wie in Dycks *Twee Breew*, so fühlt der Leser auch hier die tiefe Tragik des menschlichen Lebens.

Jack Thiessen, der Arnold Dycks Werke gut kennt, nennt Dyck den „größten mennonitischen Dichter deutscher Zunge.“ Und Walter Schmiedehaus, der vor Jahren als deutscher Konsul in Chihuahua, Mexiko, fungierte, schrieb von Dycks Werken: „Wer auch nur ein einziges Buch von Arnold Dyck gelesen hat, der weiß, dass aus jeder Zeile ein Sänger seines Volkes, ein Heimatdichter spricht.“

Die kanadischen, deutsch-schreibenden Dichter lebten, wie wir gesehen haben - und wir haben zeithalber nur einige nennen können - in zwei Welten, im alten Russland und in der neuen kanadischen Heimat. Ihre Dichtungen drücken eine Sehnsucht nach der verlorenen Heimat aus; es ist sozusagen eine Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Es ist ein Paradies, das es in Wirklichkeit nie gegeben hat. Doch in der Erinnerung, in der Fantasie der Dichter, strahlt die alte Heimat in schönsten Farben wieder. Während der schweren Anfangsjahre in der kanadischen Prärie half diese Dichtung manchen Siedlern, ihre Schwierigkeiten zu tragen und zu bestehen. An den langen, kalten Winterabenden zu Hause oder bei gelegentlichen Zusammenkünften mit Freunden lieferte diese Literatur nicht nur Unterhaltung (*a good time*), sondern auch Trost und Stärke, die Lasten des Tages zu tragen.

Die paraguayischen Mennoniten können das wohl gut verstehen. Die harten Anfangsjahre im Chaco erinnerten sie auch daran, wie schön es in der alten Heimat war und was sie dann schließlich verloren hatten. Eure Erzähler und Dichter verschafften den Neusiedlern Entspannung, aber auch Sinn für das weitere Leben. Ich kenne die paraguayisch-mennonitische Literatur nicht allzu gut - nur Peter Klassens Erzählungen kenne ich einigermaßen - doch kann ich mir vorstellen, dass auch hier gedichtet und gelesen wurde. In eurem *Mennoblatt* hat sich manches niedergeschlagen, was eure Herzen bewegte und das schwere Leben etwas erträglicher und schöner machte.

Auch heute noch haben die paraguayischen Mennoniten ihre alte Heimat, aber mehr noch ihre Heimat im übertragenen Sinne, nicht ganz vergessen. In dem Gedicht von Erwin Enns „Auf Heimatsuche“ heißt es: „Warum ist Fremde immer nah / Und Heimat immer fern? / ... / Nur Sucher sind der großen Heimat Finder“ (*Mennoblatt*, 1. Dez. 2005). Dieses Suchen nach Heimat bildet den Stoff der Dichtkunst. Besonders in mennonitischer Dichtung ist die Sehnsucht nach der Heimat eines der häufigsten Themen. Und diese Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies wird wohl unter Mennoniten nie gestillt werden.

Ausgewählte Literatur

Arnold Dyck. Collected Works in 4 volumes. Edited by Victor G. Doerksen, George K. Epp, Harry Loewen, Elisabeth Peters, Al Reimer (Winnipeg, Manitoba: Manitoba Mennonite Historical Society, 1985-1990).

P. M. Friesen, *Die Alt-Evangelische Mennonitische Bruderschaft in Rußland (1789-1910) im Rahmen der mennonitischen Gesamtgeschichte* (Halbstadt, Taurien: „Raduga“, 1911).

Bernhard Harder, *Christliche Lieder und Gelegenheits-Gedichte*. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Franz sen. (Hamburg, 1888).

Fritz Senn. Gesammelte Gedichte und Prosa. Herausgegeben von Victor Doerksen (Winnipeg, Manitoba: CMBC Publications, 1987).

Jacob H. Janzen, *Lifting the Veil. Mennonite Life in Russia Before the Revolution*, edited with an introduction by Leonard Friesen. Translated by Walter Klaassen (Kitchener, ON: Pandora Press, 1998).

The Portable Nietzsche, Selected and translated with an introduction, prefaces and notes by Walter Kaufmann (Viking Penguin Inc., 1982).

Johann J. Loewen, *Herzensteine für schlichte Christenherzen. Eine reichhaltige Sammlung von Gelegenheitsgedichten* (Halbstadt, 1899).

Harry Loewen, *Between Worlds. Reflections of a Soviet-born Canadian Mennonite* (Kitchener, ON: Pandora Press, 2006).

Harry Loewen, „Canadian-Mennonite Literature: Longing for a Lost Homeland,“ in *The Old World and the New. Literary Perspectives of German-speaking Canadians*, edited by Walter E. Riedel (Toronto/Buffalo/London: Univ. of Toronto Press, 1984), pp. 73-93.

Al Reimer, *Mennonite Literary Voices. Past and Present* (North Newton, Kansas: Bethel College, 1993).

Jack Thiessen, *Predicht fier haite* (Hamburg: Buske Verlag, 1984).

Unter dem Nordlicht. Anthologie des deutschen Schrifttums der Mennoniten in Kanada. Gesammelt und zusammengestellt von Georg K. Epp. Bearbeitet von Georg K. Epp und Heinrich Wiebe (Winnipeg, Manitoba: The Mennonite German Society of Canada, 1977).

Belletristische Ansätze im mennonitischen Schrifttum in Paraguay

Gundolf Niebuhr

Vorwort

Bei der Entstehung dieses Vortrags ging es ähnlich so, wie jemand in unserer Gesellschaft einmal gesagt haben soll: „Wenn mir nur mal jemand einen Titel gäbe, würde ich auch ein Buch schreiben“. ... Über die Jahre haben wir uns im Geschichtsverein, besonders im Redaktionsteam des Jahrbuches, immer wieder Gedanken gemacht, wie wir den literarischen Teil dieser Publikation gestalten sollen bzw. wie wir die dafür notwendigen Beiträge bekommen. Die Frage erweiterte sich ganz von selbst zu Überlegungen bezüglich des literarischen Konsums und Schaffens in unserer Gesellschaft allgemein. – Eine breite, komplexe Frage, deren eindeutige Beantwortung in diesem Vortrag gar nicht erst versucht werden soll.

Bei der Formulierung des Titels sind wir davon ausgegangen, dass schriftliche Publikationen bei uns allgemein erheblich zugenommen haben. Das gilt sowohl für Zeitschriften als auch für Bücher. Lange Zeit war das Mennoblatt das einzige Blatt; heute hat jede Kolonie ihr eigenes Informationsblatt. Daneben gibt es mindestens zwei weit verbreitete Zeitschriften aus privater Initiative, „Menno Aktuell“ und „Neues für Alle“. Im Jubiläumsjahr 2005 wurden in Fernheim acht Bücher publiziert, fast alle auf privater Ebene. Und der Graphiker unserer Druckerei sagte neulich, dass er in diesem Jahr bereits sieben Bücher druckfertig gemacht hat, in den meisten Fällen sind es Familienbücher. In Menno, Asunción und anderswo sieht die Landschaft wohl sehr ähnlich aus.

Ein wesentlicher Faktor bei diesem Boom ist sicher der, dass es heute technisch gesehen einfach und auch sehr kostengünstig ist, ein Buch zu produzieren. An

zweiter Stelle zählt, dass man die finanziellen Mittel hat, man hat Fotos, man hat eine Geschichte, die man sammelt, die man schreibt, und die man zumindest einem begrenzten Kreis von Interessenten zugänglich machen möchte.

Kurz, das unter uns zirkulierende Schrifttum ist beachtlich gewachsen, was sicher auch zeigt dass viele Menschen noch lesen, und zwar gerne lesen. Und dieses gesamte Schrifttum können wir als Literatur bezeichnen, wenn wir die breite Definition wählen, welche „Literatur“ als das ganze, in einer Volksgruppe oder Nation geschaffene und zirkulierende Schrifttum ansieht.

Im Juni 1987, vor genau 20 Jahren, hielt George Epp vor einer Lehrergruppe hier in Fernheim drei Vorträge zum Thema: „Mennonitische Literatur, von Zürich bis Filadelfia“. Es war ein Gang durch die Geschichte des Büchermachens mit besonderer Hervorhebung der Russlandmennoniten auf diesem Gebiet. Wollte man resümieren, was in den letzten 20 bis 25 Jahren an gedrucktem Material bei uns erschienen ist, würde das bestimmt auch schon drei Vorträge erfordern, um Lebensdaten der Autoren und Gegenstand ihrer Werke darzustellen.

Der Titel „Belletristische Ansätze“, will also die Perspektive schon etwas genauer ausrichten. Belletristik, wenn auch vom Literaturbrockhaus etwas vage definiert als „Literatur vom Roman bis zum Essay“, ist eine spezifischere Kategorie als „Schrifttum“ allgemein. Für unsere gegenwärtigen Zwecke sei Belletristik einmal definiert als Unterhaltungsliteratur, die aufgrund ihrer ästhetischen Qualität, einen breiten Leserkreis anspricht. Zumal Literatur grundsätzlich Kunst ist, - kommunikative Kunst, sind auch die Begriffe immer etwas fließend. Als Laie in der Literaturwissenschaft gehe ich mit den begrifflichen Details der literarischen Analyse sicher auch nicht so kompetent um, wie es eine Person vom Fach tun würde. Es mag trotzdem berechtigt sein, gerade aus der Perspektive des Durchschnittslesers das Thema anzugehen, um auf Trends hinzuweisen und einige Grundsatzfragen aufzuwerfen.

1. „Dichtung und Wahrheit“ - vom Umgang mit literarischen Formen

Literaturunterricht ist, früher jedenfalls, von Schülern oft erlebt worden als ein etwas mechanisches Auswendiglernen von Grundkenntnissen über große Autoren, ihre Geburts- und Sterbedaten sowie ihre Hauptwerke, die allesamt „sehr wichtig“ waren, oft ohne dass man sie zu sehen bekam. Wo man diese Daten auf

Befehl im Examen reproduzieren konnte, hatte man die Prüfung bestanden. Sicher sind Unterrichtsmethoden nicht allein verantwortlich zu machen für ein schwaches Verständnis von Literatur in der Gesellschaft, sondern auch umgekehrt. Bei näherem Hinschauen entdeckt man, dass in unserem Land allgemein das literarische Verständnis sehr lückenhaft ist. Es hat mich in den letzten Jahren immer wieder verblüfft, wie man die neuen Bestseller, die entweder gedruckt oder verfilmt populär werden, aufnimmt. Das was heute in breiten Kreisen gelesen, geschaut und meist unkritisch konsumiert wird, führt zu dem Schluss, dass das Verständnis für *literarische Formen oder Gattungen* nur schwach ist. Es ist durchaus üblich, in unserem Land Universitätsabsolventen zu begegnen, die Dan Browns Romane für historisch bare Münze nehmen. Um einen Roman als Roman zu lesen, dazu gehört die kritische Unterscheidung der Formen.

Der kritische Blick gehört auch zur Beurteilung des Inhalts. Hier haben die Geistesströmungen „New Age“ und „Postmoderne“ ein ganzes Heer von populären Schreibern hervorgebracht, deren Werke, religiös gesehen eine individualistische Esoterik vertreten, einen ethischen Relativismus und die gesellschaftlich gesehen fast ausnahmslos feministische und gegen das Establishment gerichtete Positionen vertreten. Subversion gegen Kirche, Christentum und traditionelle Moral, sind beliebte Motive. Ob es Vatikankrimis sind, ob es Dan Brown sein „Da Vinci Code“, Paulo Coelho's wässrige Esoterik, ob es das Judasevangelium von National Geographic ist, ob „Die Nebel von Avalon“ von Marion Bradely - oder sonst ein zahlreiches Heer von gedruckter und verfilmter Literatur. Zu oft, weit zu oft finde ich, dass selbst unter gebildeten Leuten diese Literatur behandelt wird, als ob es sich um historische Sachliteratur handle.

Wie gesagt, Literatur ist kommunikative Kunst, ist ein Kunstwerk in Form von Buchstaben, Wörtern und Sätzen. Ein Kunstwerk befasst sich mit einem Teilaspekt der Wirklichkeit, und es erfordert geradezu verschiedene Blickwinkel, verschiedene Interpretationen. „Dichtung und Wahrheit“ betitelte Goethe seine Autobiographie. Es war gewiss nicht seine Absicht, damit Missverständnisse zu zementieren, aber es scheint eine Gegenüberstellung zu sein. In unserer Geschichte hat es sich jedenfalls so eingebürgert, dass Dichtung Unwahrheit bzw. Teilwahrheit ist, während Sachliteratur allein „wahr“ ist oder jedenfalls sein soll. Im Englischen hat man zwei ganz breite Kategorien entwickelt, und zwar ist Literatur entweder „fiction“ oder „non-fiction“ (Dichtung oder Sachliteratur). Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, dass das eine Wahrheit, das andere Unwahrheit ist. Es sind unterschiedliche Umgangsformen, unterschiedliche

Spielarten, könnte man sagen, mit dem, was wir Menschen als Wirklichkeit verstehen und erfahren.

Überhaupt ist es für den Umgang mit Literatur nützlich, wenn man lernt, Wirklichkeit und Wahrheit als nicht notwendigerweise deckungsgleich anzusehen. Peter P. Klassen bringt es in der Vorbemerkung zum Buch „Kampbrand“ treffend zum Ausdruck: „Die Kurzgeschichten dieses Buches sind keine Tatsachenberichte, sondern in Dichtung umgesetzte Wahrheit. Keine der auftretenden Personen hat es so wirklich gegeben, und auch die Handlungen sind Bruchstücke einer Wirklichkeit, die hier jeweils zu einer Ganzheit verdichtet wurde“¹. Ich finde es immer köstlich, wenn Personen, die sonst wenig Umgang mit Lektüre haben und einmal einen guten Roman lesen, dann im Nachhinein mit aller Überzeugung erklären, dass dies ja wohl kein Roman sein könne, denn es ist Wirklichkeit! So ist das Leben, die Erfahrungen, die Gefühle, - also kann der Schreiber sich das nicht ausgedacht haben!...

Mir gefällt immer wieder das Bild vom Hologramm. Gut gemachte Hologramme scheinen ein Bild auf zahllosen Ebenen zu präsentieren, je nach Winkel, Lichteinfall, Lichtfarbe usw. Roman, Gedicht, Lied, Kurzgeschichte, Drama sprechen den menschlichen Geist an einer anderen Ebene an als ein Sachbuch. Es ist müßig zu sagen, sie seien weniger wahr oder wirklich als das Sachbuch. Sachlich rationaler Diskurs kann ebensowenig die ganze Wirklichkeit vermitteln wie ein gemaltes Bild die ganze Fülle einer Landschaft wiedergeben kann.

An dieser Stelle sei kurz auf einen Roman verwiesen, der letztes Jahr in Deutsch erschien mit dem Titel „Ein komplizierter Akt der Liebe“. Miriam Töws aus Winnipeg brachte vor etwa drei Jahren diesen Roman an die kanadische Öffentlichkeit. Er fand sofort großen Anklang, brachte ihr eine hohe Auszeichnung und ist schon in ein Dutzend Sprachen übersetzt worden. Soweit mir bekannt ist, haben etliche Leute bei uns das Buch bereits gelesen, andere haben es nach den ersten Seiten als zu banal - „prost“, wie wir auf Plattdeutsch gerne sagen – beiseite gelegt. Man braucht sicher nicht die Werbetrommel zu rühren; niemand wird an einer Bildungslücke leiden, der das Buch nicht liest. Aber zumal wir es möglicherweise bald auch verfilmt haben werden,² dürfen wir uns fragen wieso

¹ Peter P. Klassen, *Kampbrand*, Asunción, 1989, S. 1.

² Christoph Wiebe: „Vom Scheitern eines 500jährigen Experiments. Miriam Toews Roman *Ein komplizierter Akt der Liebe*“, in *Mennonitische Geschichtsblätter*, Weierhof 2006, S. 169.

es international solchen Anklang gefunden hat.

Die Novelle erzählt die Geschichte eines Teenagers in East Village, was als Pseudonym für Steinbach gilt, zu einer Zeit, in der die Gemeinden, so Christoph Wiebe in einem Aufsatz in den Mennonitischen Geschichtsblättern,¹ besonders stark auf den Einbruch der Moderne reagierten. Gemeindedisziplin, Gemeindeausschlüsse waren an der Tagesordnung. Die Ältesten versuchten händeringend, ihre Autorität zu wahren. In dieser Atmosphäre erlebt die Erzählerin, wie ihre Familie durch innere Auflehnung, gefolgt von äußerer Auflehnung, schließlich sozial marginalisiert, geächtet und ausgeschlossen wird. Die Sprache, welche Töws benutzt, um diese Geschichte zu erzählen, ist für fromme Ohren gewöhnungsbedürftig. Aber die Banalität der Sprache soll die Banalität des Lebens, so wie eine rebellische Teenagerin es in einem kleinen frommen Dorf erlebt, zur Schau stellen. Wer das Buch liest, sollte von vornherein klar haben, dass es keine soziologische, psychologische oder historische Abhandlung über das Leben in Steinbach ist. Christoph Wiebe wertet die Substanz des Buches ungebührlich hoch, wenn er sagt, dass es ein vorgehaltener Spiegel für die mennonitische Gesellschaft ist.² Jedoch finde ich das Buch ein gutes Beispiel dafür, dass sich in einer Novelle Dimensionen menschlicher Erfahrung beschreiben lassen, die sonst immer unter Zensur stehen. Es ist uns, die wir noch in einer relativ geschlossenen Gesellschaft erzogen wurden, zur Genüge bekannt, wie sich Zensur auf die Äußerungen der Menschen auswirkt. Viel Tuschelei, oft indirektes, kryptisches Reden – „derchi Bloom redi“- viele voraufgeschickte Entschuldigungen und Erklärungen, wenn man sich äußert. Bei Frauen galt es als noch unziemlicher, wenn sie in der Öffentlichkeit eine Meinung bekundeten. Psychologisch gesehen, muss da vieles in den Untergrund abwandern, muss sich Resignation anstauen und irgendwann, wenn die entsprechende Sprache dafür gefunden ist, muss es hervorsprudeln. Dass es dabei nicht gerade kühl und sachlich zugeht, ist verständlich, denn es ist emotional geladenes Material!

Ein Gesellschaftsroman, der in einem kleinen Städtchen spielt, ist keine soziologische Abhandlung über diese Gesellschaft. Aber er mag dem Leser mehr nützen, sich selbst in seiner Gesellschaft wiederzufinden, als die objektivste Soziologearbeit.

¹ ebd., S. 153 ff.

² ebd., S. 161.

2. Vom Umgang der Gesellschaft mit ihren Autoren

Schreiber sind in der russlandmennonitischen Gesellschaft meist nicht sehr großzügig behandelt worden. Wohlwollende, konstruktive Kritik war die seltene Ausnahme. Autoren wurden als Besserwisser gestempelt. Viel Kritik an publizierten Werken besteht eher darin, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit nachzuweisen, dass der Schreiber sich in irgend einem Detail, und sei es nur ein Datum, geirrt hat und folglich doch nicht alles weiß.

Wo es geschlossene, koloniale Gesellschaften waren, hat man Autoren automatisch als Sprecher für die ganze Gesellschaft gesehen, was viel Misstrauen, Unbehagen oder verfehlte Kritik hervorgebracht hat. Eine Schrift wurde daran gemessen, ob sie die Gesellschaft so darstellte, wie man sich nach außen gern präsentieren wollte, oder ob „schmutzige Wäsche“ gezeigt wurde.

Ein weiteres Kriterium für die Reaktion – wie es denn so sein muss – ist letztlich die Herkunft des Schreibers. „Ach ja, die Familie kennen wir doch, da wissen wir schon, was der oder die schreibt, bevor wir es lesen“.

Eine Kritik, die von derartigen Leitgedanken motiviert ist, wird meist nicht sehr hilfreich sein für angehende Autoren, wird literarisch wenig kompetent sein und letztlich auch der Gesellschaft nicht viel nützen.

Pragmatismus und Materialismus als Grundparadigmen der Weltanschauung in mennonitischen Gesellschaften haben viel dazu beigetragen, Künstler und Schreiber in einen marginalen Stand zu verweisen. „Richtig ist, was funktioniert, vor allem was im wirtschaftlichen Bereich funktioniert. Was ist schon ein Buch im Vergleich zu einer auf Hochglanz polierten Wirtschaft? Künstler sind Spinner, die etwas produzieren, was letztlich wenig ‘hilft’...“.

Ein rumänischer Dichter, der als Kriegsgefangener in ein russisches Lager kam, war erstaunt, wie herzlich und ehrfürchtig die Mitgefangenen ihn aufnahmen. Wieso? – Du bist ein bekannter Schriftsteller, und wenn du das bist, kannst du uns sagen, was wir wirklich denken¹. Dichter verleihen Sprache, ohne Sprachrohr sein zu wollen. Sie schaffen Worte, mit welchen vage Gedankengänge abgeklärt werden können. Vielleicht ist dieses Empfinden in Russland besonders stark gewesen, genährt von der großen literarischen Tradition des 19. Jahrhunderts. Aber es gilt bestimmt allgemein, und der Gütegrad eines Schriftstellers misst sich mit Sicherheit auch an seiner Fähigkeit, dem Volk auf diese Weise

¹ S. 20 der Literaturbeilage in *Die Zeit*, vom 14. Okt. 1999.

Worte zu verleihen und es damit zu bereichern.

In dem Film „La Aldea“, der vor etlichen Jahren ziemlich Beachtung fand, wird etwas dargestellt, was die Rolle des Autors in einer Gesellschaft sehr genau kennzeichnet. Es ist in dieser Geschichte ein blindes Mädchen, welches den Weg aus der kleinen geschlossenen Gesellschaft in die Außenwelt findet. Sie macht die Entdeckung, dass diese gar nicht so feindlich ist, wie ihr gesagt wurde. Damit öffnet sie den Weg zu Kontakten für die ganze Gemeinschaft. Die Sehenden wagten allesamt diesen Schritt nicht.

Ein weiterer Faktor für den schwerfälligen Umgang mit Literatur und Schreibern mag der in unserer Tradition tief verankerte Biblizismus sein. Die Bibel gilt als wahr, alle andere Literatur kann mit Misstrauen betrachtet werden. Vom Beginn des 20. Jahrhunderts an gesellten sich die neueren fundamentalistischen Inspirationstheorien noch zu dieser Haltung. So entstand ein ziemlich eindeutiger Dualismus, zwischen Bibel und anderer Literatur, der zwar berechtigterweise in der Bibel das Wort Gottes sah, das man in anderer Literatur nicht so erwarten darf, der jedoch auch Gefahr läuft, die Präsenz von literarischen Formen in der Bibel zu übersehen. Sie wird dabei leicht zu dem, was man in Englisch ein „flat book“ nennt, d.h. ein flaches, eindimensionales Buch, das einfach wahr sein muss, weil es wörtlich inspiriert ist. Trotz bester Absichten schützt uns eine derartige Auffassung nicht vor Irrwegen in der Bibelinterpretation. Im Gegenteil, ein gesundes Verständnis für literarische Formen würde gelegentlich vor Irrwegen schützen. Das kann unmittelbar bei der Auslegung der Bibel passieren, oder auch beim Umgang mit Erbauungsliteratur. Unter Russlandmennoniten hätte ein reiferer Umgang mit Literatur z.B. verhindern können, dass Jung Stillings Roman „Heimweh“ – der eben ein Roman war, als biblisch-theologisches oder historisches Sachbuch ausgelegt wurde, wodurch eine apokalyptische Bewegung entstand, die ihre absurdesten Auswüchse in der Claas Epp-Bewegung hatte. In der Gegenwart, könnten wir z.B. gelassener mit dem Thema: Bibel und Wissenschaft umgehen, wenn wissenschaftliche Sachliteratur vom heilsgeschichtlichen Erzählstil oder Zeugnis biblischer Autoren unterschieden werden könnte.

Schreiber brauchen Bewegungsfreiheit. Fremde oder eigene Zensur wird zwar nie ganz wegfallen, denn sie hat durch den Sozialisationsprozess jeden Menschen geprägt. Aber wenn dieser Mechanismus zu eng ist, wenn er beklemmend wirkt, ist es unwahrscheinlich, dass literarische Werke entstehen werden, die den Mitmenschen ansprechen. Und jede Gesellschaft hat diesbezüglich ihre eigenen Mechanismen entwickelt. Nicht nur die Autoren oder Autorinnen in unserer

Mitte bekommen das zu spüren, sondern auch die öffentlichen Medien. Als im vergangenen März eine Demonstration auf der Hauptstraße in Filadelfia stattfand, hat unser lokales Radio versucht, umsichtig und sachlich zu informieren. Trotzdem erhielt die Leitung solch heftige Kritik, dass nachher eine öffentliche Entschuldigung kommen musste. Bei der Gelegenheit war zwischen den Zeilen klar zu hören, dass es nicht leicht ist, einen Sender seriös zu führen, wenn die Schleife der Zensur derart eng gezogen ist. Ähnliche Erfahrungen hat der neue lokale TV-Sender auch schon gemacht, wenn Geldgeber beim ersten Programm, das ihnen nicht passt, anrufen und Bescheid geben: „Was strahlt ihr da aus? Wenn so, dann habt ihr von mir nichts mehr zu erwarten!“

George Epp sagt: „Wenn Literatur in einer Gesellschaft gedeihen soll, muss diese Gesellschaft wohlhabend und tolerant sein“.¹ – Das Erste trifft bei uns deutlich zu, beim Zweiten bleibt noch Raum zur Weiterentwicklung. Kennert Giesbrecht sagt im Blick auf die Entstehung der Zeitschrift „Menno Aktuell“:

„Es wurde in der Gruppe damals klar gestellt, dass die Zeitschrift Menno Aktuell auch ein Mittel zur Meinungsbildung sein sollte, wobei Schreiber und Leser die Gelegenheit bekommen, geistig zu wachsen und sich auch in Toleranz, Respekt und demokratischem Verhalten zu üben. Letzteres stieß manches Mal auf Widerstand und hat Schreibern auch in gewissen Situationen Anfeindungen entgegen gebracht, aber wir haben gemerkt, dass durch die freie Diskussion mancher Themen, Leser und Schreiber und auch die Gesellschaft Reifeprozesse durchmachten, die sonst nicht geschehen wären“.²

Auch in Kanada war die Toleranzschwelle der mennonitischen Gesellschaft für ihre Autoren nicht immer großzügig. Es ist keine Seltenheit, dass Autoren sich mit einem marginalisierten Status in ihrer Konfession abfinden mussten.

Und weil der soziale Status sich auch bei den unabhängigsten Personen irgendwie verinnerlicht, beobachtet man bei Dichtern in unserem Milieu auch oft eine gewisse Bescheidenheit, vielleicht sogar Schüchternheit. Man schreibt nicht hauptberuflich, sondern als Hobby, und das auch mit möglichst bescheidenem Profil, besonders wo es um das Publizieren geht. Mir scheint, es lohnt sich dar-

¹ George Epp, „Mennonitische Literatur von Zürich bis Filadelfia“. Vorträge auf einer Lehrerkonferenz, 1987. Tonkassetten dieser Vorträge, im Archiv der Kolonie Fernheim.

² Kennert Giesbrecht, in *Menno Aktuell*, März 2007.

über nachzudenken, ob Mennoniten in Paraguay nicht bereits mehrere Dichter mit internationalem Profil hervorgebracht hätten, wenn diese selbstaufgelegte Bescheidenheit wegfallen könnte.

Schreiber sind Erzähler. Sie erzählen Geschichten. Und in diesen Geschichten schlagen sie eine kommunikative Brücke zum Mitmenschen. Die Philosophen Karl Jaspers und Martin Buber sind in ihrer Existenzphilosophie in erster Linie davon ausgegangen, dass der Mensch erst im Ereignis der Kommunikation wirklich Mensch wird. Erst wo es das „Du“ gibt, das menschliche Gegenüber (bei Buber ist es auch das göttliche Gegenüber), mit welchem eine wesentliche Kommunikation stattfindet, lässt sich das Menschsein wirklich entfalten.

Viktor Frankl, der österreichisch-jüdische Psychiater, der eine Zeitlang in den KZs des dritten Reiches verbrachte, betont dasselbe in seinen Büchern über die Sinnsuche des heutigen Menschen. Wo Menschen die Fähigkeit verlieren, sich mitzuteilen, da verkümmert die Substanz des Menschseins, da lässt sich auch die Sinnfrage nicht mehr zufriedenstellend beantworten.

Schriftsteller erzählen und bauen damit einen Dialog mit den Lesern auf. Erzählen heißt Erfahrungen austauschen ... es heißt Zusammenhänge herstellen, unterhalten, Einsichten ermöglichen. Es heißt konkret werden in der verwirrenden Vielfalt des Lebens, sich zugehörig fühlen zu einer Gemeinschaft, es heißt Leben schaffen, ohne es zu kopieren.¹

Es ist im Grunde genommen eine Ironie, die der Ambivalenz, der Unvollkommenheit unseres Menschseins entspringt, dass Schriftsteller, welche diesen Dialog mit ihren Mitmenschen suchen, oft zu den einsamsten Personen gehören. Hermann Hesse hat dieses Empfinden des Dichters in ein paar Versen festgehalten:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum kennt den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;

¹ Vgl. Ingo Hermann: „Das Prinzip Tausendundeine Nacht“, in *Orientierung*, Nr. 6, 1998, Zürich, S. 69 ff.

Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein -
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

3. Belletristische Ansätze - literarische Kreativität unter Mennoniten in Paraguay

Es ist zeithalber nicht möglich, wohl auch nicht unbedingt erforderlich, hier einen Gang durch die bei uns erschienenen Werke der letzten Jahrzehnte vorzunehmen. Inhaltlich ließe das publizierte Schrifttum sich mit den Stichworten: Verlust, Flucht, selbstdarstellende Geschichtsschreibung, Lebensschicksale und Familiengeschichten charakterisieren. In literarischen Kreisen würde man einen guten Teil davon als Bewältigungsliteratur bezeichnen. Man schreibt, um die gesellschaftliche oder familiäre Herkunft und Identität zu klären, zu festigen. Peter P. Klassen, Martin W. Friesen und Gerhard Ratzlaff sind hierin tonangebend gewesen. Familiengeschichten, Pionierschicksale, Tagebücher und ähnliches, kommen neuerdings immer mehr zum Vorschein. Das gemeinsame an diesen Schriften ist, dass sie sich an ein begrenztes Publikum richten. Trotzdem sind die belletristischen Ansätze da, die auch ein größeres, internationales Publikum ansprechen könnten. „Kaputi Mennonita“ hat, weil es in Spanisch erschien, in diesem Land viele Leser gefunden, was umso mehr überrascht, weil in Paraguay eigentlich wenig gelesen wird. „Kampbrand“ ist ein wunderbares Beispiel für dichterische Bewältigungsliteratur. Im kulturellen Teil des Jahrbuches melden sich unter anderem junge Stimmen zu Wort, die in nächster Zukunft sicher noch mehr hervorbringen werden. Es gibt auch, wie schon angedeutet, wenig beachtete Schreiber, die unter anderen Bedingungen mehr produziert hätten, deren Texte mehr Beachtung gefunden hätten. Nur ein Beispiel möchte ich hier erwähnen, nämlich Kornelius K. Neufeld. Vor 50 Jahren schrieb er eine Serie Artikel für

das Mennoblatt, deren literarische Qualität sofort auffällt. Vor zwei Jahren wurden diese Texte durch die Initiative von Edith Neufeld als Buch herausgegeben: *Flucht aus dem Paradies*. Die so tief empfundenen menschlichen Erfahrungen von Abschied, Verlust, Flucht finden bei ihm eine angemessene dramatische Sprache.

Einige gekürzte Abschnitte aus diesen Texten möchte ich hier vorstellen:

In unserem Schlafzimmer hängt ein Bild an der Wand... Es ist mein Elternhaus... Das Haus ist ein Palast für mich... denn da bin ich zu Hause gewesen, und da liegt das Gold meiner Kinderjahre... Wir haben die ersten Novembertage des Jahres 1929 auf dem Kalender, und draußen ist Winter. Noch nicht ganz Winter; aber kalt ist es doch schon; recht kalt...

Auch drinnen in den Zimmern ist es kalt und leer. Alle sind so beschäftigt, daß nicht einmal Zeit war, die Öfen anzuzünden. Das ganze Haus und die Zimmer machen einen traurigen und trostlosen Eindruck. Alle wertvollen Stücke und die guten Möbel sind unter der Hand verscheuert worden, den Rest wird Katja nachher übernehmen. Katja bleibt hier. Sie ist jungverheiratet, und ihr Mann macht seinen Regierungsdienst... Nun wird sie allein sein; denn wir gehen heute.

Papa muß bald kommen. Er ist noch unterwegs, um nichts ungeregelt zu lassen. So ist er. Immer alles in Ordnung halten... Auch jetzt besteht er darauf, reinen Tisch zu machen. Mutter wird vor Angst und Unrast schon beinahe krank. Wir hätten schon vor Tagen weg sein müssen. Ich habe es selbst gehört, wie ein Russe aus Griasnow es unserem Narmu Khan, dem kirgisischen Kuhhirten sagte, daß Kornej Andrejewitsch, das ist Papa, nächstens auch dran sein wird. Wir Kleinen wissen das alles und haben auch Angst. Glaubt nicht, daß wir zu klein und unvernünftig sind; wir spüren die Gefahr, in der wir schweben, und haben Angst. Überall lauert sie...

Es ist schon dunkel geworden. Hier bei uns in Sibirien wird es im November schon am halben Nachmittag dunkel. Papa ist nach Hause gekommen. Er ist mit allem fertig geworden; wir können heute abfahren. Er wußte, daß wir heute fahren würden. Wie er es schaffen sollte, das freilich hat er wohl nicht gewußt; aber daß er es schaffen würde, das wußte er und auch daß wir heute aufbrechen...

Papas Gesicht ist wie versteinert. Was mag er in diesen Tagen und in diesen Stunden durchleben. Alles, was wir haben und besitzen, gehabt und besessen, haben sich die beiden in einem Vierteljahrhundert erarbeitet und erworben. Jetzt sitzen sie am Kopfende des Tisches, um sie ihre Familie und die nächsten Verwandten, und sie wissen, daß sie nur noch Minuten vom Abschied trennen. Abschied und Trennung von Gut und Besitz und Trennung sogar auch vom eigenen Kind, das sie, und das wissen sie wohl schon mit einer hellseherischen Gewißheit, nie mehr auf dieser Welt wiedersehen werden.

Die Uhrzeiger stehen auf zehn, und draußen hängt eine fahle halbe Mondscheibe am winterlichen Himmel. Der Wind weht durch die kahlen Äste der Pappeln und Birken, und ein Hund heult hinter der Scheune klagend in den kalten Novemberabend hinein.

Die Zeit ist um. Wir sind noch alle im Kreise niedergekniet und haben uns im Gebet dem lieben Gott empfohlen. Jetzt ist die Frist abgelaufen. Draußen stehen die Fuhrwerke bereit, und die Pferde frieren in den gespannten und scharren ungeduldig den hartgefrorenen Boden mit den Hufen... Alle sind aufgestiegen, nur Papa nicht. Er steht da, uns abgewandt und schaut das Haus und den Hof an. Es ist, als ob plötzlich alles den Atem anhielte. Und der Vater steht da und rührt sich nicht. Jetzt geht er langsam in Richtung der Stallungen davon, und nun wissen wir es plötzlich alle, daß dort ein stiller Mann seinen letzten Abschied nimmt. Alle erstarren wir auf den Sitzen. Und trotzdem geht jeder mit dem einsamen schwarzen Mann dort Schritt für Schritt um das Haus und den Hof und nimmt wehen Abschied. Mit hängenden Schultern und schleppendem Schritt geht der sonst so stolze Papa dort langsam um die Scheune... Lange stille Minuten schleichen vorbei, bis die dunkle Gestalt endlich an der rechten Hausecke sichtbar wird...

Aber es ist nur die Schwäche eines Augenblickes. Die hängenden Schultern haben sich wieder gestrafft, die Füße in den hohen Schaftstiefeln treten energisch die harte Erde, und mit einem großen Schritt ist der Vater vorne auf den Kutscherbock gestiegen, wo niemand sein Gesicht sehen kann... Die Pferde ziehen an. Langsam rollt die stille Karawane in die kalte Winternacht hinein. Hinein in die weite Ferne, in die Ungewißheit. Es ist elf Uhr nachts, am 9. November 1929, und wir sind auf der Flucht.

4. Ausblick: Wie fördern wir kreative Literatur?

Was dürfen wir in unseren Kreisen für die nächsten Jahrzehnte erhoffen? Werden wir kreative Literatur schaffen, die breite Kreise zieht? Werden junge Menschen motiviert sein zum Schreiben? Harry Löwen bezeichnet in einem Aufsatz über die Literatur der kanadischen Mennoniten den Schmerz über den Verlust als Triebfeder des kreativen Schreibens. Die große Krise in Russland, welche den Verlust einer Heimat, einer Lebensweise, von Familie und Angehörigen nach sich zog - der Schmerz über diesen Verlust ließ Menschen zur Feder greifen, weil er sprachliche Gestalt annehmen musste¹.

An diesem Punkt wäre sicher die Frage berechtigt, ob im kanadischen Kontext der Schmerz des Verlustes sein Ventil mehr in der Literatur gefunden hat, während er in Fernheim anfänglich mehr in politischem Handeln, in Gestalt der völkischen Bewegung zum Ausdruck kam? Denn dass diese Bewegung bei uns viel mit angestauter Wut und Entrüstung über den Sowjetkommunismus zu tun hatte, kann kaum bezweifelt werden. Die innere Entzweiung, welche durch diese Bewegung die Kolonie für etliche Jahre fast lahmlegte, führte ihrerseits dazu, die Zensur auf öffentliche Äußerungen noch strenger zu handhaben bis hin zu einem de facto Sprechverbot, dessen Nebeneffekte uns in Fernheim möglicherweise immer noch begleiten². Ob diese, historisch gewachsene Konstellation bei uns die Entstehung von Literatur behindert hat? Ob gestauter Schmerz sich nicht besser in literarischer Form entladen hätte? - Jedenfalls dürfte man über diese Frage weiter nachdenken.

Für die heutige Generation liegen die Ereignisse in Russland weit zurück, obwohl psychologisch gesehen womöglich immer noch Nachholbedarf an Äußerung da ist. Außerdem beginnen wir in Paraguay jetzt den Stress der Integration zu spüren, der wiederum vieles an unserer Seinsweise, an Werten, sozialen Strukturen usw. in Frage stellt. Der Integrationsprozess ist bis jetzt zwar ein erfreulich langsamer, kontrollierter Prozess, aber ohne Unsicherheit und Opfer geht es nicht. Und manch ein brütender Zweifel hat sich hier und da schon eingestellet, ob ein Leben in disziplinierter, kooperierender Gemeinschaft, so wie

¹ Harry Löwen: „Canadian-Mennonite Literature Longing for a lost Homeland“, in Walter Riedel ed.: *The Old World and the New*, Toronto 1984.

² Vgl. Jakob Warkentin, „Nachwirkungen der Erfahrungen in der ‘völkischen Zeit’ auf die pädagogischen und politischen Haltungen in Fernheim“ in *Jahrbuch für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay*, Jahrgang 5, S. 93 ff.

wir es als wünschenswert empfinden, in Zukunft möglich sein wird. Nicht dass wir auf das Thema hier näher eingehen wollen, auch die Zweifel möchte ich in keiner Weise schüren, im Gegenteil. Nur der eine Gedanke sei hier eingebracht ob dieser sicher schmerzhafteste Prozess in den kommenden Jahren evtl. kreative Literatur hervorbringen könnte. Kleine Ansätze in Form von Kurzgeschichten sind im kulturellen Teil des Jahrbuches schon wiederholt erschienen. Ein Aspekt dieser Entwicklung wird wahrscheinlich die Begegnung mit anderen Literaturen sein. Andere kollektive Erfahrungen, andere Sichtweisen der Geschichte sind da, sie sind potenzielle Literatur.

Es besteht orale „Literatur“ bei den Indianern. Und es ist zu erwarten, dass sich davon in nächster Zukunft manches schriftlich niederschlagen wird, in Büchern oder eigenen Zeitschriften. Wenn auch Geschichte in dieser Literatur anders erzählt wird als uns geläufig, werden wir doch nicht vorschnell verurteilen, wenn uns die Bedingtheit der eigenen Geschichtsdarstellung bewusst ist.

Erfahrungen von Familien, die in der Vergangenheit mehr oder weniger freiwillig die Kolonie verließen, bilden einen Erzählstoff, der gewiss literarisch populär werden könnte. Junge Schreiberinnen und Schreiber können ermutigt werden, wo das Echo auf ihre Schriften zumindest sachlich und verständnisvoll wäre, auch wenn sie sozialkritisch schreiben. Zensur in Form von Ignorierung, Geringschätzung oder versteckten Drohungen lähmt entweder die Schaffensfreude oder macht den Autor zum Außenseiter. Damit tut sich eine Gesellschaft letztlich selbst keine guten Dienste.

Verloren in der Prärie: Kanadisch-Mennonitische Literatur im Aufbruch

Harry Loewen

Kurz nachdem Arnold Dyck seine letzten Werke in den frühen sechziger Jahren beendet hatte, erschien der erste namhafte Roman von einem jungen kanadischen Mennoniten in englischer Sprache. Es besteht somit eine direkte Verbindung zwischen den frühen deutsch-schreibenden Schriftstellern und der neuen Generation von Dichtern, die sich in der Landessprache einen Namen machten. Die alte Generation von Literaten lebte noch zum Teil in einer Welt, aus der sie in den zwanziger Jahren gekommen war und deren Verlust sie beklagte. Doch die jungen Dichter versuchten auch in der neuen Heimat Wurzeln zu schlagen, was einigen auch gelang. Die Sammlung *Unter dem Nordlicht. Anthologie des deutschen Schrifttums der Mennoniten in Canada* (1977) gibt davon Zeugnis, wie wir im vorigen Vortrag gesehen haben.

Die neue Generation von Dichtern und Dichterinnen ist in Kanada ganz zu Hause und scheut sich nicht, nicht nur die *neue* Kultur zu bejahen, sondern auch der mennonitischen Kultur und Tradition kritisch gegenüber zu stehen. Einige junge Schriftsteller bleiben im mennonitischen Erbe verankert, andere jedoch sind Außenseiter (oder Aussteiger) geworden und haben sich von der Gemeinde entfernt. Da sie sich aber ethnisch und kulturell zu den Mennoniten zählen oder in ihren Werken mennonitisches Glaubensgut verarbeiten, wenn auch kritisch, werden sie als „mennonite writers“, mennonitische Schriftsteller, anerkannt, wenn auch nicht alle so genannt werden möchten. Sie sehen sich einfach als Schriftsteller (novelists, poets), die ethnisch zu den Mennoniten gehören, sonst aber einfach nur „kanadische Schriftsteller“ sein wollen.

Wir beginnen mit dem bedeutendsten Schriftsteller, Rudy Wiebe (Jahrgang 1934), der nicht nur die Basis für die mennonitische Literatur in Kanada legte,

sondern bis zum heutigen Tag als Beispiel und Vorbild für jüngere Schriftsteller gilt.

Als **Rudy Wiebe** 1962 seinen ersten Roman *Peace Shall Destroy Many* (nach Dan. 8, 25: „...und mitten im Frieden wird er viele verderben...“) veröffentlichte, gab es nahezu ein Erdbeben unter den Mennoniten in Kanada. Das Buch zerstörte buchstäblich den Frieden vieler. Ein junger Autor hatte es gewagt, an den Säulen des kanadischen Mennonitentums zu rütteln und, wie es hieß, das Innere dieser Gemeinschaft vor der ganzen Welt bloßzustellen. Notwendige Kritik, meinte man, dürfe nur im Innern der Gemeinde geübt, nicht aber nach außen getragen werden, da die Umgebung das Negative nicht zu sehen brauche. Das jedenfalls war die ungeschriebene Regel.

Die Wapiti-Gemeinde in diesem Roman besteht aus „Russländern“, die in den zwanziger Jahren nach Kanada gekommen waren. Es ist nun aber das Jahr 1944 und in Europa tobt der Zweite Weltkrieg. Doch die Mennoniten sind Friedensmenschen, die nichts mit Hass und Krieg zu tun haben wollen. Der starke Leiter der Gemeinde, der Diakon Peter Block, versucht die Gemeinde, besonders die Jugend, nach strengen Regeln zu regieren, Regeln, die nicht übertreten werden dürfen. Die „Englischen“, die Metis und andere Nicht-Mennoniten in der Umgebung müssen von der Gemeinde ferngehalten werden. Besonders die deutsche Sprache muss auf jeden Fall erhalten bleiben. Was die Jugend in Wapiti nicht weiß, ist, dass die Probleme, die schon in Russland den älteren Gliedern zu schaffen machten, nun auch im neuen Lande nachhaltig wirken wie zum Beispiel die Misshandlung von Nicht-Mennoniten, wobei es in Russland sogar zu Gewalt und Totschlag gekommen war.

In diese Gemeinde kommt eine junge englische Lehrerin, Razia Tantamont, die eine ganz andere ethisch-moralische Orientierung in den Ort bringt. Nach einem schönen Weihnachtsprogramm, das die Lehrerin mit den Schülern eingeübt hat, begeben sich Razia und einige junge mennonitische Männer in den Stall, wo sie ein unsittliches Wesen treiben. Es kommt zu einer Schlägerei zwischen den jungen Männern, woran auch Blocks Sohn Peter beteiligt ist. Als dann der Diakon und andere Männer in den Stall kommen und sehen, was da vorgeht, fragt Diakon Block: „Was ist hier geschehen?“ Razia lacht höhnisch und antwortet frech: „Peter hat hier Dinge gefunden, die nicht ganz nach mennonitischer Art sind. *Sie* [Herr Block] haben ihm nicht gesagt, wie er sich zu benehmen habe!“

Damit bricht für Diakon Block seine sorgfältig aufgebaute Welt zusammen. Als gebrochener Mann steht er da und schluchzt laut. Doch am Ende sehen wir den

jungen Helden des Romans, Thom Wiens, in der vorgeschrittenen Nacht seine Pferde den Sternen zu und nach Hause lenken. Er und die Wapiti-Gemeinde haben schmerzlich lernen müssen, dass der Friede, der „über alle Vernunft ist“, nur von Gott, nicht von Tradition und Regeln kommen kann.

Der junge Autor wurde für seinen Roman nicht nur scharf kritisiert, sondern einige meinten, dass er aus der Mennoniten Brüder Gemeinde ausgeschlossen werden müsste. Er verlor seine Stellung als Schriftleiter des *Mennonite Brethren Herald* und musste sich nach einer anderen Arbeitsstelle umsehen. Schließlich erhielt er am Goshen College in Indiana eine Lehrerstelle, wo er mehrere Jahre blieb, bis er an die Universität Alberta berufen wurde.

Die nicht-mennonitischen Leser des Buches konnten nicht verstehen, warum Wiebe von seinen Glaubensgenossen so hart behandelt wurde, war das Buch doch *nur* ein Roman und nicht die Geschichte einer wirklichen Gemeinde. Doch Mennoniten lasen das Buch nicht nur als Roman, sondern auch als Geschichte. Einige Leser sahen sogar eine Ähnlichkeit zwischen den Buchfiguren und den leitenden Brüdern in der Coaldale Mennoniten Brüder Gemeinde. Was den Autor besonders kränkte, war, dass seine Mutter, die den Roman nicht einmal gelesen hatte (ihr Englisch war mangelhaft), von Gemeindegliedern belästigt und beschuldigt wurde, ihren Sohn schlecht erzogen zu haben.

Rudy Wiebe wurde nicht exkommuniziert und er ist bis zum heutigen Tag ein aktives Mitglied der Mennoniten Brüder Gemeinde in Edmonton, Alberta, geblieben. Er wird dort auch als Theologe anerkannt und als Laienprediger steht er öfters hinter der Kanzel.

Der nächste „mennonitische“ Roman von Wiebe, *The Blue Mountains of China* („Die blauen Berge von China“, 1970), ist 2004 in Frankfurt/Main auch in deutscher Sprache erschienen. Man hat diesen Roman ein mennonitisches Epos genannt, d. h. eine literarische Gattung, in der das Geschehen im großen Rahmen und in poetischer Sprache erzählt wird. Die vielen Einzelheiten der 500-jährigen Mennonitengeschichte werden auf Stellen zwar nur angedeutet, aber die tragischen Erlebnisse der Russlandmennoniten werden in dreizehn Kapiteln recht lebendig und dramatisch vor Augen geführt.

Um die weitgespannte Handlung zusammenzuhalten, bedient sich der Autor des Gedächtnisses einer alten Frau. „Aber das Seil, das den Roman zusammenhält,“ so der Autor im Nachwort, „ist Frieda Friesen.“ Diese Urgroßmutter erzählt ihre Geschichte in vier Kapiteln, die mit „Mein Leben so wie es war“ betitelt sind.

„Ich habe lange gelebt“, fängt Frieda Friesen an. „So lange, daß ich Tage brauche, mich an Teile zu erinnern und andere mir überhaupt nicht mehr einfallen, ohne daß ich Wochen lang immer ein bißchen darüber nachdenke und der kleine Johann oder die Friedl mich fragen, ‘Urgroßmuttchen, was ist das in Kanada so kalt, daß der Boden hart wird.’ Dann muß ich aufpassen, daß ich nichts erfinde, weil sie mir so gerne zuhören“ (*Wie Pappeln*, 11).

Und die Urgroßmutter (und der Autor) „erfindet“ viel, wie es in Romanen natürlich geschieht. Aber die Geschichten kommen aus den wirklichen, oft schweren Erlebnissen. Es wird erzählt, wie die Mennoniten die Revolution 1917 erlebten und wie die schweren Zeiten sie aus der Heimat trieben. Die Mennoniten kommen nach Kanada und danach ziehen einige nach Paraguay. Die alte Frieda Friesen erzählt, wie die „Kanadier“ und die „Russländer“ in der Chaco-Wildnis zusammenkommen und wie ihre plattdeutsche Sprache sie dort verbindet.

Im siebenten Kapitel, „Der Brunnen“ genannt, kommen die zwei Gruppen im Chaco symbolisch zusammen. Der Brunnen zu Schönbach wird hier zum Zentrum, zur Sammelstelle, wo Menschen sich treffen und wo Liebesverhältnisse entstehen können. „Eines Tages im Frühsommer,“ lesen wir da, „als die Novembersonne so hoch am Himmel stand, daß sie keine Schatten warf, entdeckte Anna Friesen über dem Rand des Brunnens, daß sie nicht mehr wußte, ob sie jetzt in den Brunnen hinab oder aus ihm hinaus schaute“ (*Wie Pappeln*, 144). Neben Anna stand Joseph Hiebert, der vor kurzem eingewanderte „Russländer“, ein junger Mann, der die „Welt“ schon besser kannte als die konservative Anna Friesen aus der Simonskolonie. Anna muss also auf der Hut sein.

Obwohl Anna den Joseph attraktiv findet, heiratet sie pflichtgemäß ihren Verlobten, Abraham Funk, einen Mann aus der Simonskolonie. Es war wohl gut, dass sie sich nicht mit Joseph Hiebert weiter eingelassen hatte, denn zuletzt ging der junge Mann in die Großstadt Buenos Aires, wo er, so hieß es, mit „einer geschminkten Frau an einem Tisch essen und trinken gesehen“ worden war (*Wie Pappeln*, 156). Doch vergessen konnte Anna den jungen Mann nicht so leicht. „Es kam die Zeit,“ heißt es weiter, „wo Anna Funk sich wieder einmal daran erinnerte, wie sie einst am Dorfrand mit Joseph Hiebert in den Brunnen hinab- (oder war es aus ihm heraus?) geblickt hatte, als wollte sie bis ans Ende des blauen Himmels schauen.... Und dann lächelte sie ein wenig beim Anblick ihres Babys, das sie in jenem Jahr zur Welt gebracht hatte, und über die Ruhe, als die sie das Glücksgefühl kannte, das dann in ihr aufstieg“ (*Wie Pappeln*, 156).

Eine der höchst interessanten Episoden im Roman ist das zwölfte Kapitel, wo

der kanadische Samuel Reimer den Ruf Gottes vernimmt, nach Vietnam zu gehen, um dort den Frieden zu verkündigen. Wie der biblische Samuel hat auch er die klare Stimme Gottes vernommen. Doch seine Mitmenschen, einschließlich seine Familie, Gemeinde und selbst sein Pastor glauben ihm nicht. Sie halten ihn für nervenkrank und geistig gestört. Enttäuscht stirbt er bald und seine Frau fühlt sich endlich befreit, kauft sich ein neues Auto und fängt an, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Der Weltgeist und der Materialismus haben die Stimme Gottes und den Missionssinn selbst unter den Mennoniten erstickt (*Wie Pappeln*, Kap.12).

Samuels jüngerer Bruder aber, John Reimer, hat in den Medien großes Aufsehen erregt (*Wie Pappeln*, Kap. 13). Entlang der Autobahn in der kanadischen Provinz Alberta trägt er ein großes hölzernes Kreuz. Er tut es, so Reimer, „aus persönlichen Gründen, eine Art Bußgang, könnte man sagen.“ Als Nachfolger Jesu versucht er, den frühen Täufer-Mennoniten ähnlich, ein praktisches Evangelium zu verkündigen. Er sagt zu den Anwesenden: „Weisheit heißt dem anderen vertrauen; Führerschaft ausüben heißt dienen...; Geld haben heißt teilen; Feinden begegnen heißt sie lieben; und Gewalt ertragen heißt leiden.“ Das ist eine Lebensweisheit, die direkt aus der Bergpredigt Jesu kommt.

Bei hereinbrechender Nacht am Ende des Romans sehen wir den gläubigen Reimer und den eben aus der Sowjetunion gekommenen alten Jakob Friesen, der eigentlich nichts mehr glauben kann, in ein Gespräch vertieft. Sie unterhalten sich über Gott, Glauben und wie man Jesus nachfolgen kann. Der alte Friesen sagt zuletzt ganz enttäuscht: „Das ist das große Problem mit Jesus... Er gibt dir nichts, was du in der Hand halten kannst.“ Reimer antwortet darauf: „Es gibt Dinge, viele Dinge, die du nicht in der Hand halten kannst.“ Mit andern Worten, nach Reimer, wir brauchen Glauben und Vertrauen, um in einer argen und komplizierten Welt zurecht zu kommen. Auch kann die leidvolle Geschichte der Mennoniten nur auf Gott bezogen verstanden werden.

1983 erhielt ich von Rudy Wiebe einen Telefonanruf aus Edmonton. „Harry, hast du meinen neuen Roman schon gesehen?“ „Nein,“ sagte ich, „ich wusste nicht einmal, dass du wieder einen Roman herausgebracht hast, denn du sprichst nie von deinen Büchern, wenn du noch an ihnen arbeitest. Wie heißt der Roman und wovon handelt er?“ „Der Roman heißt *My Lovely Enemy*,“ und er fügte lachend hinzu, „und er handelt von einem *auffefollnen Mennist*. Ich werde danach sehen, dass du vom Verleger in Toronto ein Freixemplar zugeschickt bekommst.“

Nach Al Reimer ist *My Lovely Enemy* („Meine schöne Feindin“) ein höchst christliches Werk von fast unerträglicher Intensität, eine ausgedehnte Parabel über Liebe. Es ist in einer Sprache verfasst, die sich der postmodernen Technik bedient. Der Roman, so Reimer weiter, führt uns bis an den Rand des Geheimnisses zwischen Leben und Tod, wo sogar die Sprache nicht imstande ist, das auszudrücken, was im Jenseits ist. Noch mehr als im Roman *The Blue Mountains of China (Wie Pappeln im Wind)*, ist dies ein vielschichtiger und komplizierter didaktischer Roman. Selbst der Schluss bleibt offen und lässt uns mit mehr Fragen als Antworten zurück (Reimer, 26).

In *My Lovely Enemy* versucht Professor James Dyck, ein „aufgefollna Mennist“, die verschiedenen Arten der Liebe zu untersuchen. Er liebt wohl seine Frau, seine Tochter und seine alte Mutter, aber auch Gillian, die junge Frau seines Kollegen, mit der er in einem ehebrecherischen Verhältnis steht. In einem Hotel, in dem er sich mit Gillian befindet, kommt es zu einer Diskussion zwischen ihm und Jesus über erotische Liebe und über das Leben selbst. Dyck fragt Jesus, ob er je eine Frau erotisch geliebt habe. Nach Professor Dyck scheint das Neue Testament - anders als das Alte - zu sehr Leib und Geist getrennt zu haben. In Israel war die Grenze zwischen den beiden nicht so streng gezogen, wogegen im Neuen Testament, besonders in den Schriften des Paulus, der von der griechischen Philosophie stark beeinflusst war, das Fleischliche vom Geistlichen mehr separat gehalten wird. Und was fleischlich ist, ist Sünde, wogegen das Geistliche Gott gefällig ist (*My Lovely*, 134 f.).

Dycks alte Mutter, die ihren Sohn liebt und ihn an seinen früheren Glauben erinnert, stirbt am Ende, doch erlebt sie eine Art Auferstehung und gesellt sich zu den Trauergästen. Am Rande des Friedhofs begibt sich die Gruppe, geleitet vom Leichenbestatter, zu einem Liebesmahl, wobei sie alle zusammen Kartoffelsalat essen und kalten Tee trinken! Sie unterhalten sich über den Zustand im Jenseits, dass es dort keine ehelichen Verbindungen mehr geben wird, und dass alle dort einander lieben werden. Dycks Mutter fragt ihren Sohn: „Hast du jetzt etwas zu sagen?“ Ist es vielleicht eine Gewissensfrage? Dyck scheint verlegen zu sein, hofft aber, dass am Ende alles gut ausfallen und die Liebe nicht aufhören wird (*My Lovely*, 261-62). Es scheint ein vages Ende zu sein.

Wie gesagt, der Roman lässt viele Fragen unbeantwortet. Dies war es wohl auch, weshalb einige mennonitische Leser den Roman nicht nur nicht verstanden, sondern ihn auch nahezu verdammt. Eine Besprechung des Romans im *Mennonite Brethren Herald* hatte wohl etwas Positives über das Buch zu sagen, doch der

Moderator der kanadischen Mennoniten Brüder Konferenz meinte, in einem Interview, dass Rudy Wiebe mit diesem Roman als Christ zu weit gegangen sei. Doch Wiebes Gemeinde in Edmonton feierte das Erscheinen des Buches und unterstützte den Autor auch weiter.

Der Roman *Sweeter Than All the World* („Süßer als alle Welt“), der 2001 erschien, ist das letzte „mennonitische“ Buch von Rudy Wiebe, das wir kurz erwähnen wollen. Man könnte geneigt sein, das Buch einen „historischen Roman“ zu nennen, doch wie die meisten seiner Romane ist auch dieser nicht in der Form einer konsequenten und chronologischen Folge aufgebaut. Die Mennonitengeschichte ist zwar vom 16. Jahrhundert bis in die moderne Zeit vertreten, doch die vielen Episoden bilden ein farbenreiches Kaleidoskop und die Handlung bewegt sich mehr im Kreis als vorwärts auf ein Ziel zu.

Wie die meisten seiner Werke ist auch dieses Buch keine allzu leichte Lektüre, wie sich einige Leser beklagen. Bei solcher Kritik erwidert der Autor, dass er jahrelang an einem Roman arbeite, warum sollten dann die Leser ohne etwas Mühe ihrerseits seine Bücher nur so durchlaufen können. Auch sind beim Leser historische Kenntnisse erforderlich, um den Inhalt zu verstehen. Der Autor deutet z.B. ein historisches Datum oder eine Begebenheit nur kurz an, und der Leser muss dann schon auf Grund seiner historischen Kenntnisse wissen, worum es sich handelt. Vom Leser wird manchmal viel verlangt.

Der Protagonist des Romans ist Adam Peter Wiebe. Seine Vorfahren gehen bis auf den historischen Wybe Adams van Harlingen (1584?-1652) zurück, den mennonitischen Baumeister im siebzehnten Jahrhundert, der in Danzig eine Drahtseilbahn und Mauer gegen die Feinde der Stadt erfunden und gebaut hatte. Der Roman ist vielschichtig. Es ist die Geschichte der Mennoniten in vier Jahrhunderten. Sie fängt bei den Verfolgungen während der Reformationszeit an und schließt mit dem Eindringen der Roten Armee in Deutschland am Ende des Zweiten Weltkriegs. Im Mittelpunkt steht Adam Wiebes gefühlvolle und verwickelte Reise auf der Suche nach seinem geistlichen Erbe. Seine tragischen Erlebnisse - das Ende seiner Ehe und der Verlust seiner Tochter - veranlassen ihn, seine Vergangenheit und seine Tochter zu suchen. Adam sehnt sich nach Glaube, Liebe und Familie, und die findet er schließlich am Ende.

1985 gab **Al Reimer** seinen historischen Roman *My Harp is Turned to Mourning* heraus („Meine Harfe ist zur Klage geworden“, nach Hiob 30,31). Der Un-

terschied zwischen Rudy Wiebe und Al Reimer könnte nicht größer sein, nicht was die Qualität ihrer Werke betrifft, sondern in dem, wie sie den historisch-künstlerischen Stoff behandeln. Wiebe gibt, wie wir gesehen haben, nur einige historische Daten an, wogegen Reimer fast wie ein Historiker schreibt, der ausführlich die geschichtlichen Begebenheiten entwickelt. Nur hin und wieder weicht er von der historischen Wirklichkeit ab wie z.B., als er den Anarchisten Nestor Machno und einen mennonitischen Reiseprediger mit Namen Eerdmann Lepp in einer Szene gegenüber stellt. Historisch gibt es keinen Beleg für dieses Zusammenkommen, doch im Roman wirkt die Szene recht überzeugend.

Wie der Titel andeutet, war die Zeit zwischen 1905 und 1924 für die mennonitischen Kolonien eine Zeit, in der vielfach die Klagesaiten der Harfe ertönten und wenig Freude zu finden war. Auch für die einzelnen Familien war diese Zeit mehr Klage als Freude. Wilhelm Fast studiert Kunst in St. Petersburg und verliebt sich dort in Clara Block, die Sängerin werden will. Wilhelms jüngerer Bruder Nikolai ist das schwarze Schaf der Familie. Wilhelm, der den Glaubensprinzipien seiner Gemeinschaft treu bleibt, dient als Sanitäter im Ersten Weltkrieg, wogegen Nikolai seine fromme Familie nicht nur kränkt und verachtet, sondern auch im Militär mit der Waffe dient und sich später sogar zu Batjko Machnos Bande gesellt.

Den Höhepunkt des Romans bildet die fiktive Szene, als Eerdmann Lepp und Nestor Machno sich gegenüber stehen. Machno spottet über den mennonitischen Prediger und droht ihn zu erschießen. Lepp zeigt keine Furcht vor dem Bösewicht und stellt seiner Zerstörungsmacht das Friedensreich Christi entgegen. Zuletzt setzt Machno Lepp auf freien Fuß; symbolisch trägt Eerdmann Lepp den Sieg davon (*My Harp*, 390-99). Das Gute siegt über das Böse.

Im Epilog des Romans ist es inzwischen das Jahr 1933 geworden. Wilhelm Fast und seine Familie befinden sich in Waldheim, Saskatchewan, und schauen einer besseren Zukunft entgegen; Nestor Machno ist nach Paris geflohen, wo er sein Ende erwartet; und Eerdmann Lepp befindet sich in der sowjetischen Verbannung, wo er den Mitgefangenen im Lager mit dem Worte Gottes dient.

Rudy Wiebe, Al Reimer und einige andere kanadische Schriftsteller sind im Glauben und in der mennonitischen Gemeinde geblieben. Einige der jüngeren Schriftsteller haben sich vom aktiven Gemeindeleben abgewandt, obwohl sie ihren künstlerischen Stoff aus dem mennonitischen Leben und seiner Geschichte schöpfen. Doch wenn es zu persönlichem Glauben kommt, meine ich, darf man nicht gleich kritische Urteile fällen. Die Tatsache, dass Dichter sich mit religiö-

sen Themen und selbst mit ihrer eigenen Tradition befassen, deutet schon darauf hin, dass ihnen Glaubenssachen und Mennonitentum nicht ganz egal sind.

Patrick Friesens Erzählgedicht (Narrative poem) *The Shunning* („Die Meidung“, 1990) stellt zwei Brüder irgendwo im südlichen Manitoba gegenüber. Der Protagonist Peter Neufeld ist ein Idealist und hält viel auf seine Freiheit, aber wenig von den Kirchenregeln, was ihn in Schwierigkeiten mit der Gemeinde bringt. Er wird von der Gemeinde ausgeschlossen und muss von allen Mitgliedern gemieden werden, selbst von seiner Frau, die ihn aber bis zuletzt liebt. Da er keinen Ausweg findet, nimmt er sich das Leben.

Johann liebt seinen Bruder, nennt ihn einen „blauen Engel“, doch gelingt es ihm nicht, Peter umzustimmen und zu retten. Auch Johann nimmt die strengen Kirchenregeln und die Engherzigkeit der Gemeindeleitung nicht allzu ernst, doch ist er pragmatisch und bereit, Kompromisse einzugehen. So vermag er mit seiner Umwelt zurechtzukommen. Die beiden Brüder repräsentieren die zwei Seiten der mennonitischen Seele, wie Al Reimer behauptet (Reimer, 28). In Arnold Dycks *Koop enn Bua*-Geschichten haben wir auch die zwei psychologischen Seiten dargestellt. Doch in *Koop enn Bua* wird das Heitere und Pessimistische humoristisch geschildert, wogegen es in Friesens *Die Meidung* wenig Humor gibt.

Patrick Friesen hat mehrere Sammelbände seiner Gedichte herausgegeben und unter den kanadischen Literaten nimmt er eine herausragende Stellung ein. In den letzten Jahren hat er sich auch wieder zum Teil dem Mennonitentum genähert.

Ein Schriftsteller wie kein anderer ist **Armin Wiebe**, der 1984 den Schelmenroman *The Salvation of Yasch Siemens* („Yasch Siemens Erlösung“) veröffentlichte. Der im Mennonitendorf Gutenthal geborene Yasch Siemens ist eine Art Oskar Matzerath in Günter Grass' *Die Blechtrommel* (1959). Wie der kleine Oskar in der *Blechtrommel* betrachtet und erlebt Yasch die Mennonitenwelt sozusagen von „unten“ her. Der Autor Armin Wiebe schreibt in einer „aufgemixten“ Sprache, einem Englisch, das stark vom Plattdeutschen, besonders in Ausdrücken und Syntax, beeinflusst worden ist. Hier ist ein Beispiel, und zwar ist es der erste Satz des Romans: „The year they built the TV tower I was heista kopp in love with Shaftich Shreeda's daughter, Fleeda. I was only almost sixteen and Fleeda was almost sixteen, too, and I had been in love with her all the way since we were only almost fourteen...“ Das verdrehte Englisch zieht sich durch das ganze Buch und wirkt natürlich sehr komisch und humorvoll. Man schmunzelt

oder lacht auch laut bei der Lektüre. Doch zieht sich auch ein ernster Zug durch den Roman, nämlich die Bildung, die „Erlösung“ des Protagonisten Yasch Siemens.

Yasch ist ein Unglückspinsel, der sich in mehrere Mädchen verliebt und am Ende Oata Needarp heiratet, die zweihundert Pfund wiegt und deren Energie er nicht so recht zu zähmen vermag. Der Roman erzählt auch von komischen Erlebnissen in Gutenthal, vom Treiben junger Leute in Rübenfeldern und von satirischen Gesprächen über kanadische Politiker und Weltpolitik. Wegen seiner groben und anstößigen Sprache konnte das Buch in Altona, Manitoba, öffentlich nicht verkauft werden. Doch „unter dem Tisch“ war der Absatz recht gut! Armin Wiebe hat mehrere Romane nach diesem veröffentlicht, doch keines seiner späteren Bücher ist so erfolgreich gewesen wie dieses.

Der absolute Meister von humoristischen Stücken ist zweifellos **Jack Thiessen**, der Autor des großen *Mennonitisch-Plattdeutschen Wörterbuchs* (2003). Eines seiner erfolgreichsten Sammlungen von Geschichten ist das Buch *Predicht fier haite* (Predigt für heute, 1984). Thiessen versteht es, die alten Prediger und ihre Weise nachzuahmen und ihre Predigten humoristisch wiederzugeben. Noch mehr als bei Arnold Dyck kommen wir bei Thiessens „Predichten“ nicht aus dem Lachen. In einer „Predicht“ z.B. behandelt er einen Text aus Thessalonicher 13, 13: „Und wenn der Herr des Hauses sich bekehren wird, so wird es die Kuh im Stall merken“ (*Predicht*, 59-71). Dieses Kapitel gibt es nicht in den Thessalonicher-Briefen, und den Wortlaut des Verses schon gar nicht!

Ich werde diesen Vortrag mit einigen Hinweisen zu hervorragenden Schriftstellern und Dichtern zum Abschluss bringen. Es mag wohl interessant sein zu bemerken, dass die meisten der jüngeren kanadischen Schriftsteller aus den Reihen der „Kanadier“ kommen. Aus dem Gespräch mit ihnen, besonders mit den Dichterinnen, geht hervor, dass einige von ihnen großen Druck in ihren konservativen Familien und Gemeinden verspürten, und dass dieser Hintergrund sie zum Schreiben und Dichten veranlasst hat. Besonders in ihren Gedichten kommen ihre Gefühle und Gedanken - auch zum Teil ihre Rebellion gegen Zwang und Enge - zum Ausdruck. Ihre Werke werden von der literarischen Umwelt als hochwertige Dichtung anerkannt. Ich beschränke mich auf nur einige dieser erfolgreichen Schriftstellerinnen: Di Brandt, Audrey Poetker, Sandra Birdsell und Sarah Klassen.

Im Vorwort zu ihrem Sammelband *Questions I Asked My Mother* („Fragen an meine Mutter,“ 1987) erklärt **Di Brandt**, wovon ihre Gedichte handeln.

„Öffentlich zu sprechen,“ schreibt sie, „Liebesgedichte für die ganze Welt zu schreiben, bedeutete, die gute mennonitische Tochter, die ich erfolglos zu werden versuchte, auf immer zu verraten“ (*Questions*, Foreword). Sie fragt ihre Mutter, warum das Leben in der Familie und Gemeinde die Freude und das Schöne nicht mehr betone, sondern nur Ernst, Trauer und Unterwürfigkeit. Es sieht fast nach Spott aus, was sie über Bekehrung, Frommsein und Evangelisation schreibt. Im Gedicht „testimony“ (Zeugnis) heißt es: „Sie schütteln ungläubig ihre Köpfe, aber es ist wahr, ich habe endlich Jesus gefunden, ich habe ihn in mein Herz aufgenommen, und er hat mir tiefen Frieden gebracht, er war der Welt größter Liebhaber...“ (*Questions*, 35). Dies ist wohl ein Angriff auf den evangelikalen Geist und seine Sprache. Wie ein Kritiker über Di Brandt schrieb: „Sie schreibt mit einem Messer, das aus dem Herzen einer Frau gezogen wurde“ (George Bowering).

Audrey Poetker drückt in ihrem Gedichtband *I sing for my dead in german* („Ich singe für meine Toten in Deutsch,“ 1986) ihre Sehnsucht nach ihren Großeltern aus, die für sie noch eine heile Welt darstellen. In dem Gedicht „für Großmutter Wiebe“ fühlen wir die Liebe zwischen Enkelkind und Großmutter: „...*na audrey voh yeht et met die / fragt Grossmama / ich sage gut & sie wärmt meine hände / in ihren und sagt dass ich nicht zu lange ausbleiben soll / denn sie will nicht / dass ich in den schneesturm gerate / ich erzähle grossmama von den zeilen in armin wiebes buch / wo es heisst dass am himmelfahrtstag / fährt Jesus in den himmel / und die mennoniten nach winnipeg / & sie lacht dass si sich fast fuschlucks / und dann ein wieb noch / ja aber keine verwandschaft mit uns / ich sage grossmama grossmama / aber ich kann mich nicht erinnern an das plattdeutsche wort / für liebe.“ Wir sehen hier die Distanz, die sich zwischen den Alten und der jungen Generation entwickelt hat. Sie können sich nicht mehr wie einst verständigen. Der Enkelin fehlt die plattdeutsche Sprache. (Der plattdeutsche Ausdruck für „ich liebe dich“ ist natürlich „*etj sie di goot*“, ich tue dir etwas Gutes. Also im Plattdeutschen ist Liebe nicht nur ein Liebesgefühl, sondern eine Liebestat.)*

Vor Jahren waren Rudy Wiebe und ich auf einer Aussiedler-Tagung in Deutschland. Er suchte unter den Versammelten seinen Onkel, der eben aus Russland gekommen war, und ich suchte Material für meine eben begonnene Lehrtätigkeit an der Universität Winnipeg. Bei dieser Gelegenheit machte er mich auf eine junge Autorin aufmerksam, die ihre ersten Erzählungen in zwei

Sammelbänden herausgebracht hatte. „Du solltest dich mit ihren Werken bekannt machen,“ sagte Wiebe, „denn sie gehört zu den besten jüngeren Autoren in Kanada.“ **Sandra Birdsell**, 1942 in Manitoba geboren, kommt aus einer Mischehe, der Vater war Metis und die Mutter eine Mennonitin. Birdsells Erzählungen erschienen 1991 in dem größeren Sammelband *Agassiz: A Novel in Stories*. Zwei ihrer erfolgreichen Romane sind *The Missing Child* (1989) (Das vermisste Kind) und *The Russländer* (2001), ein Roman, der für eine längere Zeit auf der Bestsellerliste des Landes stand. Auch hat Birdsell mehrere literarische Preise erhalten.

In ihren Erzählungen schreibt Birdsell überzeugend über das tägliche Leben von Frauen und jungen Kindern, die zwischen zwei Kulturen aufwachsen. In einer dieser Erzählungen wird eine junge Frau, Mika, von ihrem mennonitischen Vater ermahnt, auf rechtem Wege zu gehen. „Wir sind eine Gemeinschaft,“ sagt der Vater, „Menschen, die in einem Glauben verbunden sind. Wenn ein Mitglied leidet, leidet die ganze Familie mit.“ „Familie,“ sagt Mika höhnisch. „Ich bin nicht ein Teil der Familie. Ich gehöre nirgends hin.“ „Wie kannst du so sprechen?“, fragt der Vater. „Die Frauen heißen dich in ihren Heimen willkommen. Auch beten sie für dich.“ Darauf die Tochter: „O, sie bedauern mich, beten für mich. Es gibt ihnen etwas zu tun.“ Der Vater spricht von Vergebung und dass der Tod der Sünde Sold sei. Mika antwortet trotzig: „Es ist *meine* Sünde und *mein* Tod. Lass mich“ (*Agassiz*, 85-86).

Birdsells historischer *Russländer*-Roman befasst sich mit reichen Mennoniten in ihrem Verhältnis zu ukrainischen und mennonitischen Bedienten, ein Verhältnis, das von der Autorin scharf unter die Lupe genommen wird. Doch als es zu Bürgerkrieg, Anarchie und Mord in den Kolonien kommt, werden Schuldige und Unschuldige in den Strudel der Zeit gezogen. Die Handlung des Romans beruht zum Teil auf einer historischen Begebenheit. Laut einem Bericht in der *Odessaer Zeitung* vom 15. November 1917 wurden elf Personen auf dem Gut von Abram Sudermann grausam ermordet. Von Birdsell können wir weitere historische Romane erwarten.

Sarah Klassen, Lehrerin von Beruf und heute im Ruhestand, reflektiert in ihren Gedichten nicht nur über Mennonitengeschichte und Glaubenssachen, sondern auch über das Geschehen in der Welt, besonders über ihre Erfahrungen, die sie auf ihren Weltreisen gesammelt hat. Sie ist in Russland, China, Japan, Italien, Deutschland und anderen Ländern gewesen, hat deren Geschichte und Kultur studiert und dann über sie Gedichte verfasst. Bei Sarah Klassen werden sogar

die Gedenkstätten des Grauens wie Hiroshima z.B. dichterisch verwandelt und so tiefer ins Gedächtnis des Lesers eingraviert. Im Gedicht mit dem Titel „Hiroshima, August 6, 1987“ heißt es: „even cicadas / fall silent / in the face of this / awful remembering“ („selbst die Zikaden verstummen angesichts dieser schrecklichen Erinnerung“) (*Violence and Mercy*, 56).

Wie andere kanadische Dichter schreibt Klassen mit Liebe und Hochachtung über das Schicksal von Frauen, besonders von Müttern und Großmüttern, die in einer männlichen Gesellschaft viel von Männern hinnehmen und leiden mussten. Doch sind ihre Gedichte von Liebe zu ihrem Volk und ihrer Gemeinde durchzogen und oft mit Humor gewürzt. Hier sind einige Zeilen über ihren Urgroßvater in Russland, der eine viel jüngere zweite Frau heiratete, die nun aber gestorben war: „She walked beside him, bore him / eight more sons. Millers and strong farmers / they surround the old man / sitting in honour beside her coffin“ (*Journey to Yalta*, 10). (Sie [die Frau] ging neben ihm her, schenkte ihm / noch weitere acht Söhne. Müller und starke Bauern / sie umgeben den alten Mann / sitzen ihr zu Ehren neben ihrem Sarg).

Man könnte noch andere bedeutende Autoren nennen und ihre Werke besprechen wie z.B. die Schriftsteller **David Waltner-Toews**, **David Bergen** und **Miriam Toews**. Der Dichter David Waltner-Toews, einer meiner Schüler vor Jahren, wurde besonders durch seine *Tante Tina*-Gedichte bekannt. Miriam Toews hat mit ihrem Roman *A Complicated Kindness* („Eine komplizierte Güte“, 2004) viel Aufsehen erregt. Und David Bergen wurde durch seine Romane *See the Child* („Siehe das Kind“, 1999) und andere bekannt.

Arnold Dyck ging es darum, dass das „deutsche Buch“, die Dichtung in deutscher oder plattdeutscher Sprache, auch weiter bestehen würde. Er schien die Zeit kommen zu sehen, wo das Englische nicht nur überhand nehmen, sondern auch das Deutsche ganz verdrängen würde. „Kommt es einmal wieder - das deutsche Buch?“, schrieb Dyck am 21. Nov. 1966. Für Dyck hing das „deutsche Buch“ mit begabten *deutsch*-schreibenden Schriftstellern zusammen, die er am kanadischen Horizont nicht sehen konnte. „Kommen diese Männer erst einmal“- und heute würden wir auch Frauen mit einschließen - „so kommt mit ihnen auch unser deutsches Buch wieder“ (Dyck I, 514).

Mit Rudy Wiebes *Peace Shall Destroy Many* (1962) schien die Stunde geschlagen zu haben, wo von nun an mit mennonitischer Literatur in *englischer* Sprache - jedenfalls in Kanada - gerechnet werden musste. Dycks letzte Lebensjahre in Deutschland waren diesbezüglich von einer tiefen Wehmut, ja Pessimismus, ge-

kennzeichnet.

Hier in Paraguay gibt es noch „das deutsche Buch“, doch wie lange noch, wissen wir nicht. Was Arnold Dyck für Kanada war, ist Peter P. Klassen für Paraguay. Doch gibt es hier schon Anzeichen, dass die jüngere Generation in spanischer Sprache schreiben und dichten wird (Eugen Friesen, *Jahrbuch* 2005). Einerseits bedauern wir das Schwinden des „deutschen Buches“, das der älteren Generation näher am Herzen liegt als das englische oder spanische. Andererseits aber kommen wir vielleicht zum Multikulturalismus der frühen Täufer zurück, einer Zeit, wo sie der Gesellschaft des 16. Jahrhunderts nicht nur in Deutsch, sondern in mehreren europäischen Sprachen dienten. Und vergessen wir nicht, dass Mennoniten heute in der ganzen Welt vertreten sind. Doch eines bleibt wahr: Es war das „deutsche Buch“, welches den Boden für mennonitische Belletristik schuf.

Ausgewählte Literatur

Sandra Birdsell, *Agassiz. A Novel in Stories* (Minneapolis: Milkweed Editions, 1991).

-----, *The Russländer* (Toronto: McClelland & Stewart, 2001).

Di Brandt, *Questions I Asked my Mother* (Winnipeg: Turnstone Press, 1987).

David Bergen, *See the Child. A novel* (Simon and Schuster, 1999).

Collected Works of Arnold Dyck, 4 vols., Edited by Victor G. Doerksen, George K. Epp, Harry Loewen, Elisabeth Peters, Al Reimer (Winnipeg: Manitoba Mennonite

Historical Society, 1985-90).

Patrick Friesen, *The Shunning* (Winnipeg: Turnstone Press, 1980).

Sarah Klassen, *Journey to Yalta* (Winnipeg: Turnstone Press, 1988).

-----, *Violence and Mercy* (Windsor, ON: Netherlandic Press, 1991).

Audrey Poetker, *I Sing For my Dead in German* (Winnipeg: Turnstone Press, 1986).

Al Reimer, *My Harp is Turned to Mourning. A novel* (Winnipeg: Hyperion Press, 1985).

-----, *Mennonite Literary Voices: Past and Present* (North Newton: Bethel College, 1993)

Jack Thiessen, *Predicht fier Haite* (Hamburg: Buske Verlag, 1984).

Miriam Toews, *A Complicated Kindness* (Toronto: Knopf Canada, 2004)

-----, *A Boy of Good Breeding*, (Toronto: Vintage Canada, 2005).

Jakob Warkentin, „Ausgewählte neuere mennonitische Literatur,“ *Jahrbuch für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay*, Jahrgang 1, Nov. 2000.

Armin Wiebe, *The Salvation of Yasch Siemens* (Winnipeg: Turnstone Press, 1984).

Rudy Wiebe, *Peace Shall Destroy Many* (Toronto: McClelland & Stewart, 1962).

-----, *Wie Pappeln im Wind*. Originaltitel *The Blue Mountains of China* (1970), übersetzt von Joachim Utz (Frankfurt/Main: Eichborn Verlag, 2004).

-----, *My Lovely Enemy* (Toronto: McClelland & Stewart, 1988).

-----, *Sweeter Than All the World* (Toronto: Vintage Canada, 2002).

Plautdietsch im paraguayischen Chaco - eine Identität zwischen Anpassung und Abgrenzung

Johan Thiessen

1. Sprache als Kulturträger

Der Titel mutet an, als ob es sich hier um eine soziolinguistische Abhandlung handle. Das ist sicherlich nicht verkehrt, denn eine Sprache sagt viel über eine Gesellschaft aus, über ihre Geschichte, über Kontakte zu anderen Sprachgemeinschaften – vor allem über die Art der Kontakte, über ihren Glauben, über Bildung und Lebensweisen.

Eine Sprache ist auch immer Träger und Zeuge einer Geschichte, nämlich der Geschichte seiner Sprecher. Jeder Kontakt einer Sprachgemeinschaft mit einer anderen hinterlässt Spuren in der Sprache. Jede Veränderung der Lebensumstände und jeder Sprachkontakt beeinflusst und verändert, daher ist Sprache einer ständigen Veränderung unterworfen, auch unser Plautdietsch.

Wörter sind also Archive des Lebens. Unsere Vorfahren sind weit um die Welt gekommen und unser Plautdietsch verrät uns viel über die Lebensweisen und Sprachkontakte. Sich an Wörter halten, ist immer auch eine Haltung zur Welt. Unsere Wörter drücken unsere Haltung und unser Verhältnis zur Welt aus, sind also Teil unserer Kultur.

An der Sprachfähigkeit zeigt sich m. E. am deutlichsten unsere Ebenbildlichkeit Gottes. Es heißt ja in Johannes 1, 1: *„Am Anfang, bevor die Welt erschaffen wurde, war Er, der ‚das Wort‘ war.“*

Die große Macht seines Wortes wird bei der Schöpfung der Welt offensichtlich. Übrigens, dieser Gott der Bibel ist der einzige Gott in der Geschichte der Menschheit, der sich durch Sprache den Menschen mitgeteilt hat.

Wenn wir ein neues Wort in unsere Sprache aufnehmen, dann ist das ein weiteres Weltwerden, eine Schöpfung, denn wir erschaffen uns dadurch zum Teil auch eine zusätzliche Welt, oder besser gesagt, wir erweitern unsere Welt. Wenn also ein neues Wort in eine Sprache aufgenommen wird, dann geschieht das sicherlich aus einem bestimmten Bedürfnis heraus. Ein Wort wird also unter bestimmten Bedingungen aufgenommen und zugleich auch mit Erinnerungen behaftet. In den Wörtern wohnen Gedächtnisse. Ohne diese Gedächtnisse und Erinnerungen ist der Mensch nichts. Er braucht sie wie sein tägliches Brot, um sich selbst zu erkennen. Dank der Sprache sind wir imstande, uns und andere in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sehen. Die Wörter vermitteln uns dazu die inneren Bilder, die als kleine Brückenübergänge funktionieren, wobei die Vergangenheit fest im Gedächtnis unsrer Wörter sitzt, Zukunft aber nur in der Vorstellung erahnt werden kann.

Wörter haben eine Macht, sie haben vor allem eine schöpferische Macht. Und mit jedem neu erlernten Wort wächst meine schöpferische Möglichkeit, also meine schöpferische Macht.

Wie ich mit dieser Macht umgehe, hängt von meinem eigenen Ich, meinem innerlichen Sein ab.

Sprechen ist immer ein Werden und Sprache stets Bewegung, sie kann gar nicht anders sein. Nur das, was wir zu sagen vermögend sind, macht aus uns Bewegung, macht etwas in uns und mit uns zur Bewegung.

Ist mein Ich hart, werden meine Wörter schrubben, vielleicht verletzen. Liebende sprechen anders miteinander.

Wenn ich meinen Nächsten nur ertrage, nicht respektiere, dann ist das keine Bewegung. Wenn ich meinen Nächsten respektiere, dann werde ich auch innerlich auf ihn zugehen, wenn ich mit ihm kommuniziere. Das ist Bewegung.

Identität ist zu verstehen als die Fähigkeit, sich im eigenen Inneren erinnernd zu bewegen. Und wie könnte ich eine Identität besitzen, ohne Wörter als Freunde zu haben? Was vermag so ein Wesen überhaupt? Was ist seine Welt?

Geben wir anderen die Macht über unsere Sprach- und Lebensbewegungen, dann ist unsere Identität vom Urgrund her gefährdet. Das geschieht bei Sprachverordnungen, die vor allem gerne von Diktaturen erlassen werden. Jede Sprachverordnung ist eine Doktrin. Wenn wir unachtsam mit dem Erbe und Archiv unserer Wörter umgehen, wenn wir sie abgeben, dann geben wir auch einen Teil von uns ab.

Als Besitzer der Wörter haben wir in der sichtbaren materiellen Welt nichts. Unser Haben bewegt sich in einer unsichtbaren Welt, wir verwalten nur ein unsichtbares Sprachkonto, das die Bewegungen unserer Identität registriert. Wir aber tragen dieses Vermögen in uns, selbst wenn unsere Sprache die reine Stille ist. Die Wörter sind ein unveräußerliches Gut.

Auch unser Plautdietsch ist ein unveräußerliches Gut. Es gehört zu unserem Wesen. Manche mögen sich damit unwohl fühlen, sich damit schämen, entfliehen können sie dieser Sprache nicht so ohne weiteres. Lehrer Gerhard Neufeld schreibt 1982 in seiner Diplomarbeit über uns:

Die meisten Leute können heute Deutsch lesen, schreiben und sprechen, aber nach wie vor tummelt sich der Dialekt fröhlich in der Hochsprache. Deutschen Besuchern fällt auf, dass der Dialekt den Kolonisten zu Nase, Mund und Ohren herauschaut. Dabei ist es nach wie vor erklärtes Ziel der Lehrer und Eltern, die Schüler zum korrekten Gebrauch der Hochsprache zu führen.¹

Man hört Leute aus Deutschland sagen: „Ihre Sprache klingt wie ein Relikt aus vergangenen Jahrhunderten“.

Die FAZ schreibt am 31. März `99: *Doch was ist das leicht verspätete Hochdeutsch gegen das eigentliche linguistische Kuriosum, das Plattdeutsch, das den Mennoniten untereinander seit vierhundert Jahren zur Verständigung dient, erst in Nordfriesland, dann im russischen Exil und schließlich, seit siebzig Jahren, in Paraguay. Der Dialekt hat sich in diesem Zeitraum kaum weiterentwickelt, und so stehen deutschsprachige Besucher verwundert vor dem fossilen Klanggebilde, dem sie hin und wieder einen vertrauten Laut entnehmen; zu selten allerdings, um sich daraus einen Reim bilden zu können. Doch gibt es Ausnahmen, mit Sprechern aus manchen nordfriesischen Regionen etwa, sagen die Mennoniten, können sie sich heute noch problemlos unterhalten.*

Auch wenn die FAZ als seriös bekannt ist, so ist es doch ein Irrtum zu behaupten, die Mennoniten hätten sich vor vierhundert Jahren in Nordfriesland mit diesem Dialekt verständigt.

Wie sehr uns das Plautdietsche verbindet, zeigen folgende Begebenheiten:

Als mich ein Freund vor einiger Zeit in Bielefeld einem russlanddeutschen Men-

¹ Neufeld, G. (1982), S. 1.

noniten vorstellte, sprach der mich sofort auf Plautdietsch an, hielt aber nach einigen Sätzen inne und fragte: „Du sprichst doch auch Plautdietsch?“

Es war für uns eine Selbstverständlichkeit, uns auf Plautdietsch zu unterhalten, auch wenn wir beide gut die deutsche Sprache beherrschen und sich die Wege unserer Vorfahren schon vor über hundert Jahren in Russland getrennt hatten.

Noch besser beschreibt Carlos Janz¹ die emotionale Verbundenheit der Koloniewohner mit dem Plautdietschen: Im Kundendienst in Hessen tätig, trifft er in einer Wohnung auf Leute, die er sehr bald als Mennoniten erkennt. Er spricht sie auf Plautdietsch an, und der fremde Mann sagt ganz erfreut zu seiner Familie. „Das ist einer von uns!“

Beide wohnten schon seit Längerem in Deutschland, der eine aus Russland kommend, der andere aus dem paraguayischen Chaco. Obwohl beide gut Deutsch sprachen, gab ihnen erst das Plautdietsch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit.

2. Herkunft und Geschichte des Niederdeutschen

2.1 *Das Altsächsische*

„Plattdeutsch“ und „Niederdeutsch“ sind zwei Bezeichnungen für dieselbe Sprache. Der plattdeutsche westpreußische Dialekt der Mennoniten, eine Variante des Niederdeutschen, wird auch in der Sprachwissenschaft als Plautdietsch bezeichnet.

Die älteste überlieferte Form des Niederdeutschen ist das sogenannte Altsächsische oder auch Altniederdeutsche. Gemeint ist damit die Sprache des germanischen Stammes der Sachsen, die in Norddeutschland siedelten. Die Zeit der Sachsensprache lässt sich von 150 n. Ch. bis 1200 festmachen.

Die Unterscheidung vom Altsächsischen zum Althochdeutschen ist auf die zweite Lautverschiebung (althochdeutsche) zurückzuführen, in der im Althochdeutschen die Konsonanten, beispielsweise p, t und k, verschoben wurden (Plosivlaute > Reibelaute). (Ik maak Eten un gah denn slapen: Ich mache Essen und gehe dann schlafen)

¹ Vgl. Mennoblatt, Nr. 15, 67. Jahrgang, Filadelfia, 1. August 1996, S. 7.

Heute erhaltene Texte aus dem Altsächsischen sind aus der Zeit um 800 bis 1100 erschienen. Der umfangreichste Text ist der Heliand, ein Epos über das Leben Christi.

Nach 1200 beginnt der Übergang vom Altsächsischen zum Mittelniederdeutschen.

2.2 Das Mittelniederdeutsche

Mittelniederdeutsch ist der Oberbegriff für mehrere verwandte, regionale Schriftsprachen. Zeitlich umfasst das Mnd den Zeitraum von 1300 bis um 1700. Die Blütezeit des Mnd, von 1350 – 1550, war bestimmt von dem wirtschaftlichen Einfluss des norddeutschen Hansebundes. Für diesen Zeitraum galt die niederdeutsche Sprache der Hanseleute rund um Ost- und Nordsee als die gültige Schriftsprache. In dieser Phase war das Niederdeutsche die Sprache des Rechts, des Handels und der Diplomatie, und es erreichte den Status einer Kultursprache von Weltrang.

Vom 16. Jahrhundert an drängte dann aber das Hochdeutsche immer stärker von Süden nach Norden. Da half auch nicht, dass man Luthers Bibelübersetzung ins Hochdeutsche schon 1524 eine Übersetzung des Neuen Testaments ins Niederdeutsche (*in goede platten duytsche*) entgegenhielt. Hier taucht übrigens zum ersten Mal der Begriff Plattdeutsch für Niederdeutsch auf.

Die wirtschaftliche und politische Macht der Hanse verfiel, der Einfluss der Reformation, verstärkt durch den Buchdruck, führte dazu, dass der öffentliche Sprachgebrauch fortan hochdeutsch war. Die Menschen im stadtbürgerlich geprägten Norden empfanden ihre Sprache als minderwertig gegenüber der höfischen Kultur des Südens.

Der ursprünglich rein niederdeutsche Norden wurde zweisprachig. Wer etwas auf sich hielt, konnte zwar Plattdeutsch, bevorzugte aber das Hochdeutsche und sprach platt nur noch in der Familie und Nachbarschaft. Im Übrigen blieb Plattdeutsch die Sprache der ‚kleinen Leute‘. Dagegen kamen Klagen nicht an, wie die von Bernhard Raupach, der 1704 in einer akademischen Arbeit über die ‚unbillige Verachtung der plattdeutschen Sprache‘ schrieb. Plattdeutsch ist nicht einfach die ‚Sprache des platten Landes‘, sondern es ist die Sprache, in der man etwas ‚deutlich, verständlich, frei heraus‘ sagt.

Obwohl in Norddeutschland im 19. und 20. Jahrhundert ein weitgehender Wechsel auch von der gesprochenen Sprache folgte, so ging damit doch ein neu-

erlicher Aufstieg des Niederdeutschen zur Kultursprache einher. Heute ist die Zweisprachigkeit in Norddeutschland funktional gesteuert, die frühere Beschränkung, Plattdeutsch ist minderwertig, also unschicklich, gilt so nicht mehr.

2.3 Sprachwechsel in Preußen (*Plautdietsch*)

Im Weichseldelta pflegten die Mennoniten zunächst noch weiter das Niederländische als Kirchensprache. Als Alltagssprache benutzten sie eine Sprachform auf niederdeutscher Basis mit mehr oder weniger starken niederländischen Anteilen.

Der Wechsel zum Hochdeutschen als Kirchensprache vollzog sich nur langsam, wobei die Landgemeinden diesen Sprachwechsel schneller vollzogen als die Stadtgemeinden. Das lag wohl vor allem daran, dass viele junge Leute, insbesondere aus Danzig, zum Studium in die Niederlande gingen und infolge dessen das Niederländische ein hohes Prestige besaß.

Als Alltagssprache übernahmen sie das Niederpreußische, das in der Weichsellandschaft gesprochen wurde, wobei jedoch zugleich eine erhebliche Anzahl von Reliktwörtern aus dem Niederländischen integriert wurde. John Jack Thiessen schätzt den Anteil der niederländischen Relikte auf etwa 50 Wörter. Einige Wissenschaftler vermuten, dass eine neue Sprache auf niederdeutscher Basis mit starkem niederländischen Einschlag entstand.

Dieser niederpreußische Dialekt setzte sich als Umgangssprache der Mennoniten durch und wird heute noch von Mennoniten in vielen Teilen der Welt als Muttersprache gesprochen. MOELLEKEN schreibt dazu:

Die Vorfahren der meisten russlanddeutschen Mennoniten kamen zwar ursprünglich aus den Niederlanden, Belgien und Nordwestdeutschland, sprachen aber bei der Auswanderung aus Westpreußen bereits den folgenden Dialekt der Weichsel. Obwohl ihr Dialekt in den folgenden Jahrhunderten viele Änderungen und Neuerungen erfahren hat, ist er auch heute noch deckungsgleich mit dem Dialekt ihrer ursprünglichen Heimat an der Weichsel, vor allem wie er auf der Nehrung und im Delta gesprochen wurde.¹

Und diese Sprache ist das Mennonitenplatt, oder einfach Plautdietsch, eine Variante des Niederdeutschen.

¹ Moelleken, W. W. / Moelleken, M. A. (1996), S. 16.

Es ist dieses aber keine reine Mennonitensprache, da auch Nichtmennoniten in Ost- und Westpreußen diese niederdeutsche Mundart sprachen. In der Arbeitsstelle *Preußisches Wörterbuch*, mit Sitz im Germanistischen Seminar der C.A.U.-Kiel, inzwischen nach Bremen verlegt, wird der für Ost- und Westpreußen belegte mundartliche Wortschatz auf seine mennonitisch-niederdeutschen Ausprägungen hin untersucht.

Diese Sprache konnte also nur in der Diaspora überleben. Die Mennoniten können keinen Ort eine gemeinsame Heimat nennen, aber sie haben eine Sprache, die für sie eine gemeinsame Heimat ist.

2.4 Slawismen im Plautdietschen

Dort wo es Kontakte der Plautdietschsprecher mit anderen Sprachgemeinschaften gab, hatte das auch Auswirkungen auf die Sprache. Viele Integrate und Lehnwörter aus anderen Sprachen in unserem Plautdietschen erzählen von diesen Sprachkontakten.

Die Nachbarn der Preußen waren die polnische Bevölkerung. Aus dieser Sprache kennen wir bis heute noch eine ganze Reihe von Wörtern, ich habe 25 gefunden. Hier einige: Blott, graupsche, Klotje, Kodda, Kozz, Lusch, paizre, Kruschdje, Radnesack, Schaubel, retuaje, Rechull.

In der Ukraine kamen eine Menge andere dazu: Vrenikje, Borsch, Bullje, Perschje (aus der Küche), Laufje, Laups, Tsübe, Moschje, Kapuatse, jegrommt.

3. Plautdietsch im Chaco

3.1 Spuren der Sprachkontakte aus den ersten Jahrzehnten

Ich werde mich jetzt konkret auf das Sprachverhalten der Menno und der Fernheimer beziehen. Die Neuländer sind ja ein bisschen abseits gelegen, die habe ich nicht so gut beobachten können.

Die Menno haben sich hier Ende der zwanziger Jahre angesiedelt, die Fernheimer ein paar Jahre später. Die Menno waren inzwischen rund 50 Jahre in Kanada gewesen, was viele Spuren in ihrem Plautdietschen hinterlassen hatte, also Integrate aus dem Englischen. Manche Wörter sind inzwischen in Vergessenheit geraten oder sind im Verschwinden begriffen. Denken wir an die Wörter *Bonsch, Betschler, Stua, Tape*.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Motorisierung stark im Kommen und die Mennos haben die Bezeichnungen dieser Technik aus dem Englischen übernommen: Karbereta, Plug, Pisten, Kua, Stua usw.

Die Fernheimer waren über 50 Jahre länger in Russland als die Mennos, benutzen aber in ihrem aktiven Wortschatz kaum mehr russische Wörter als die Mennos, dabei mussten sie aber in Russland in der Schule Russisch lernen.

Herr H. Klassen, der Sprachuntersuchungen bei den Mennoniten in Russland durchgeführt hat, stellt fest:

Bei der Analyse der russischen Lehnwörter gehen wir davon aus, dass es formal zwei Makro-Schichten der Entlehnung gibt:

1. *Entlehnungen, die sich den lautlichen und grammatikalischen Gesetzen des Dialekts fügen und für die Mundartsprecher allgemein verständlich sind. Die Wörter dieser Gruppe werden ungezwungen in der Rede gebraucht, ihr ursprünglicher Fremdheitscharakter wird nicht mehr registriert. [...]*
2. *Die zweite Schicht bilden Wörter, die okkasionell verwendet werden und deutsche Entsprechungen haben, aber nicht assimiliert sind. Die zweite Gruppe ist bedeutend vielzähliger.¹*

Genau das ist auch mit den Anglizismen und Hispanismen in unserem Plautdietsch passiert. Die englischen Begriffe, die unsere Vorfahren aus Kanada mitbrachten, wurden in der Lautung, also in der Aussprache assimiliert; sie existieren gleichwertig im Wortschatz, ohne dass ein Fremdheitscharakter wahrgenommen wird. Den Sprechern ist nicht einmal bewusst, dass diese Wörter aus einer anderen Sprache kommen.

Wenn heute Leute aus Kanada zurück in die Kolonie kommen, dann benutzen sie in der ersten Zeit immer wieder englische Wörter. Es ist ihnen aber bewusst, dass es englische Wörter sind, und mit der Zeit werden diese dann durch andere Wörter ersetzt.

Ähnliches passiert mit dem Spanischen. In den ersten Siedlungsjahren wurden

¹ Klassen, H. (1993), S. 54.

die Mennoniten vor allem durch Kontakte mit dem paraguayischen Heer mit Dingen konfrontiert, für die sie keine Wörter hatten. Also wurden die spanischen Bezeichnungen übernommen. Diese wurden aber in der Lautung angepasst, so dass sie heute nicht als Fremdlinge auffallen: Guatscha, Karmeñola, Tschera, Guampa, Comjiön, Glette.

Ich bin dieser Lautanpassung einmal ein bisschen nachgegangen und habe festgestellt, dass diese Anpassung durchaus nach bestimmten Regeln geschieht. So kann man unter anderem folgende Lautwandlungen beobachten:

[a] < [á] / [â] / [?] /

[e] < [ê] / [eu]

Von der Zuverlässigkeit dieser Regeln konnte ich mich bald selber überzeugen. Ich suchte nach den Wurzeln des Wortes Wrett [vrât]. Der Klang kam mir irgendwie Plautdietsch vor, hätte auch Englisch sein können. Ich konnte aber in meiner Recherche keinen Hinweis auf dieses Wort finden. Irgendwann kam ich auf die Idee, einmal den umgekehrten Weg zu gehen, nämlich zu versuchen, dieses Wort auf ein spanisches zurückzuführen nach den Gesetzmäßigkeiten der Assimilation: Das Graphem b am Anfang eines Wortes wird umgangssprachlich in Paraguay zum Reibelaut [v], â kommt von e, t bleibt und e am Ende wird zu ? oder fällt weg, und so kam ich auf das Wort *brete*.

Wenn man Wortgeschichten nachgeht, stößt man oft auf sehr kuriose Geschichten. Eine Geschichte erzähle ich immer wieder gerne. Es ist die Geschichte des Wortes *macatero* ('fliegender Händler'):

Als ich noch Schüler am Colegio Loma Plata war, besuchte uns mal eine Schülergruppe aus Asunción. Im Gespräch mit einer Lehrerin kam ich auf das Wort *macatero* zu sprechen, doch das Wort war ihr fremd. Das hat mich ein bisschen stutzig gemacht. Als ich dann später während meines Studiums diesem Wort nachgehen wollte, stellte ich mit großer Überraschung fest, dass es in keinem Nachschlagewerk zu finden war. Ich habe daraufhin Kommilitonen und Dozenten angesprochen und irgendwann gab ein Dozent mir dann einen Aufsatz des spanischen Sprachwissenschaftlers De Granda zu lesen, der in Paraguay gewesen war und sich mit diesem Wort beschäftigt hatte.

Nach De Granda ist dieses Wort ein Afolusismus, also ein portugiesisches Wort aus Afrika. De Granda vermutet, dass die Herkunft des Wortes auf die Hauptstadt Omans Masqat (port. Mascate) zurückgehe. Demnach hätten die Portugiesen im 17. Jahrhundert in Mosambik und Mombasa die Händler aus dem Oman,

die mit auf Schiffen Handel an den ostafrikanischen Küsten bis hin nach Indien trieben, als *mascate* (die Leute aus Masqat) bezeichnet. Durch die Portugiesen sei die Bezeichnung dann nach Brasilien gebracht worden in der Bedeutung 'fliegender Händler', von dem in Brasilien an der paraguayischen Grenze auch die Variante *mascateiro* existiert. Von hier sei es dann nach Paraguay gekommen, wo die Lautung dann dem Spanischen angepasst wurde. Den s-Schwund erklärt er damit, dass im paraguayischen Spanisch das /s/ am Silbenende häufig wegfällt.

In Ostparaguay ist das Wort früher gebräuchlich gewesen, ist heute aber kaum mehr bekannt.

De Granda behauptet, das Wort *macatero* werde heute noch im paraguayischen Chaco von den Eingeborenen und den Kreolen verwendet.

Wir wissen es besser. Wäre Herr De Granda ein bisschen weiter in den Chaco vorgestoßen, so hätte er festgestellt, dass dieses Wort heute noch sehr aktiv im Wortschatz der plautdietschen Mennoniten existiert.

4. Spuren der Sprachkontakte zwischen Menno und Fernheimern

Ich habe eingangs gesagt, Plautdietsch sei eine Variante des Niederdeutschen. Es gibt aber auch einige Varianten des Plautdietschen. So sind das Plautdietsche der Menno und das Plautdietsche der Fernheimer zwei verschiedene Varianten, wir wissen schon: *müake*, *küake*, also das Molotschna und das Chortitza Plautdietsch.

Sprachwissenschaftler sind sich nicht einig, ob dieser Unterschied schon in Preußen eingesetzt hat oder erst später in Russland. Göz Kaufmann meint, sehr wahrscheinlich treffe beides zu. Und das Molotschna-Platt habe immer ein höheres Prestige gehabt.

Das können wir ja aus unserem eigenen Alltag bestätigen. Wenn eine junge Frau aus Menno nach Fernheim geht, um als Putzhilfe oder Kindermädchen zu arbeiten, dann spricht sie in einigen Wochen ein besseres Molotschna-Platt als die Fernheimer selber. Also sie bewegen sich innerlich, sie gehen auf diese fremde Kultur zu.

Anders herum dagegen könnte ein echter Fernheimer, der etwas auf sich hält, dreimal in Menno alt werden, er wäre dann immer noch nicht imstande, *müake* und *küake* richtig auszusprechen.

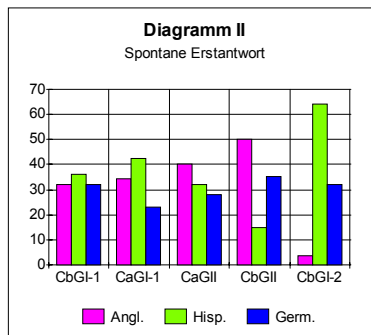
Überhaupt habe ich bei dieser Arbeit wieder festgestellt, dass das Soziolinguistische zwischen Fernheimern und Mennos ein sehr interessantes Gebiet ist, in diese Thematik würde ich gerne irgendwann tiefer einsteigen.

Es hat aber auch den Anschein, dass auch die Fernheimer die Sprachkontakte mit den Mennos doch nicht ganz unbeschädigt überstanden haben.

So beschwert sich Dr. Walter Quring schon 1936:

In der kurzen Zeit ihres Zusammenwohnens mit den Volksgenossen aus Kanada haben die Fernheimer schon eine ganze Anzahl englischer Wörter von jenen übernommen, so z.B. fence - Zaun, für Gehege, trotzdem sie dafür das plattdeutsche Wort entininj besitzen; peanut = Erdnüsse, wobei man sich mit dem Wort allein nicht begnügt, sondern oft noch das deutsche anhängt, so entsteht dann ein Wortgebilde wie peanutsnät = Erdnussnüsse!¹

Andererseits ist davon auszugehen, dass so manche spanische Bezeichnung über die Fernheimer in das Plattdeutsche der Mennos gedrungen ist. Durch Umfragen habe ich herausgefunden, dass in Menno eine Tendenz zu beobachten ist, von den Anglizismen zu den Hispanismen zu wechseln. Das möchte ich hier an einem Diagramm erläutern.²



¹ Quring, W. (1936), S. 187.

² Die hier verwendeten Diagramme und Daten sind entnommen aus: **Thiessen, John: Die Hispanisierung des Plattdeutschen in den mennonitischen Chaco-Kolonien. Fallstudien und Vorstudien.** Schriftliche Hausarbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium (M.A.) der Philosophischen Fakultät der Christian Albrechts-Universität zu Kiel 1999 (unveröffentlicht).

Erklärung der Abkürzungen:

- I. CbGI-1 (*Clase baja, Generación I*): junge Generation mit wenig Schulbildung aus Loma Plata
- II. CaGI-1 (*Clase alta, Generación I*): junge Generation mit mehr Schulbildung aus Loma Plata
- III. CbGII (*Clase baja, Generación II*): ältere Generation mit wenig Schulbildung aus Loma Plata
- IV. CaGII (*Clase alta, Generación II*): ältere Generation mit mehr Schulbildung aus Loma Plata
- V. CbGI-2 (*Clase baja, Generación I*): junge Generation mit wenig Schulbildung aus Filadelfia
- VI. CaGI-2 (*Clase alta, Generación I*): junge Studenten aus Menno in Asunción

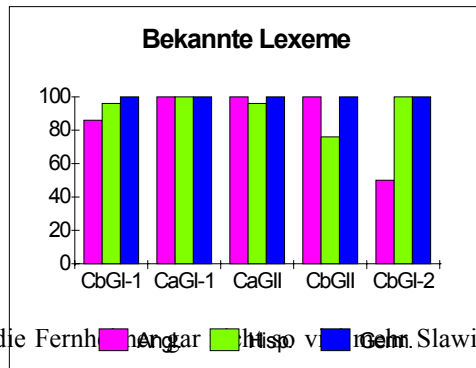
Angl. > Wörter aus dem Englischen

Hisp. > Wörter aus dem Spanischen

Germ. > Wörter aus dem Deutschen

Ich habe diesen Personen 28 Dinge abgefragt, von denen im Plautdietschen Bezeichnungen aus den drei Sprachen existieren. Das Diagramm zeigt deutlich, dass bei der jungen Generation in Menno die Tendenz da ist, von den englischen Bezeichnungen zu den spanischen zu wechseln. Selbst die jungen Leute mit wenig Schulbildung benutzen mehr spanische Bezeichnungen als die älteren Personen mit akademischer Bildung.

Das folgende Diagramm zeigt, dass mit Ausnahme alle Personen die Wörter in allen drei Sprachen kannten. Nur die ältere Generation mit wenig Schulbildung in Menno kennt nicht alle spanischen Bezeichnungen und die Gruppe in Filadelfia kennt nicht die Hälfte der englischen Bezeichnungen, die im Plautdietschen der Mennos existieren.



Interessant ist die Tatsache, dass die Fernh ■ Angl. ■ Hisp. v ■ Germ. Slawis-

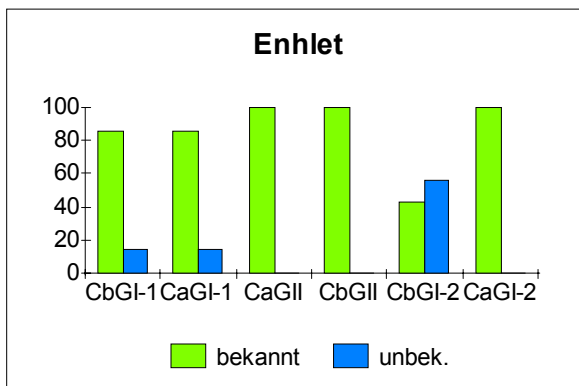
men benutzen als die Mennos, obwohl sie über fünfzig Jahre länger in Russland waren und in der Schule Russisch gelernt haben. Mir ist ein russisches Wort bekannt, das in Menno ein englisches ersetzt hat: *Stua* (store, wird heute noch von Ex-Mennos in Bolivien benutzt) > *Laufije* (für die größeren Supermärkte wird die spanische Bezeichnung ‚super‘ benutzt und ‚despensa‘ für die kleineren Esswarenhandel der Paraguayer)

Es gibt zumindest einen Parallelismus von Slawismus und Anglizismus: *regatje* (in Fernheim) und *slingshot* (in Menno)

Für zwei andere in Fernheim gebräuchliche Slawismen werden interessanterweise in Menno Germanismen verwendet: *putjenutt* (in Fernheim), *Rauphahn* (in Menno) / *Schimmedaun* (früher in Fernheim), *Koffa* (in Menno).

Früher war in Menno auf jeden Fall der Hispanismus *Melletta* (*maleta*) gebräuchlich, aber in einer Bedeutungseinengung: für eine zweigeteilte Überhängetasche, in der die Gauchos ihre Siebensachen transportierten.

Wir Mennoniten sind hier im Chaco noch mit anderen Sprachen in Kontakt gekommen als nur mit der spanischen. Zu erwähnen wäre da das Enhlet und das Guarani. Ich möchte den Einfluss dieser Sprachen jeweils an einer Grafik erklären:



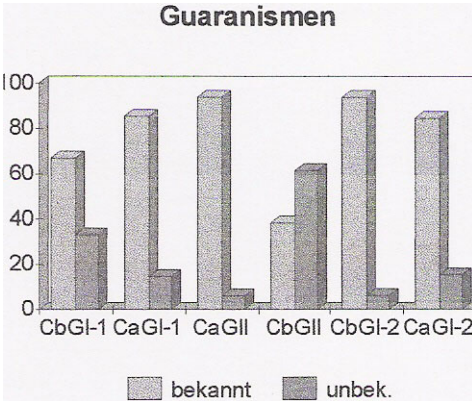
Ich habe den Personen 12 Wörter aus dem Enhlet (aus der Sprache der Lengua-Indianer) abgefragt wie z.B. *soljajem* (Geld), *maaleng* (Fuchs), *sej* (gut), *seema* (Großmutter) u.a.

Das Diagramm zeigt, dass die ältere Generation in Menno alle Bezeichnungen kennt, die jüngere nicht mehr. Die Gruppe aus Filadelfia kennt nicht einmal die Hälfte der Begriffe, was sich aus dem Umstand erklären lässt, dass die Fernhei-

mer nicht so intensiven Kontakt zu den Enlhet hatten wie die Mennos.

Es gibt auf jeden Fall zwei Wörter aus dem Enhlet, die als Integrate in das Plautdietsche eingegangen sind, für die es keine Ersatzwörter gibt und die nicht mehr als Fremdwörter angesehen werden: peyem („Leguan“), pehen („Gebüschart“).

Das Guaranie:



Weiter habe ich den Personen 38 Wörter aus der Guaranisprache abgefragt wie z.B. sarambí (ein Durcheinander), japú (Lüge), jahákate (lasst uns gehen!), ndai-kuái (ich weiß es nicht) u.a.

Am Diagramm lässt sich ablesen, dass hier, abgesehen von der Fernheimer-Gruppe, die Gruppen mit weniger Bildung weniger Wörter kannten.

Zumindest für das Wort jakaré (Krokodil) gibt es im Plautdietschen keine Ersatzbezeichnung, d. h. für die Krokodile, die im Chaco heimisch sind. Für Krokodile aus anderen Ländern, die man ja hauptsächlich aus Büchern kennt, benutzt man das plautdietsche Wort ‚Krokodell‘.

Das Wort *sagua'a* („wild“) kannte man nur für ein wild herumlaufendes, herrenloses Rind, von denen es in früheren Zeiten eine Menge gab. Heute kriegt ein Zappelphilipp schon mal zu hören: „Dü best en willa *sagua'a*“

5. Tendenzen

Wir sind hier im paraguayischen Chaco eine Sprachinsel im Spannungsverhältnis mit anderen Sprachen. Und diese haben Spuren hinterlassen.

In Deutschland haben die verschiedenen niederdeutschen Dialekte eine Dachsprache, aus der sie gespeist werden, nämlich das Hochdeutsche. Die Mennoniten machen verschiedene Erfahrungen, kommen in Berührung mit verschiedenen Sprachgemeinschaften und Kulturgemeinschaften, was wiederum zur Folge hat, dass das Plautdietsche dieser Gruppen nicht die gleichen Veränderungen durchmacht. So schreibt MOELLEKEN:

Aber auch die chronologisch gestufte Wanderung der Mennoniten und die geographischen Abstände, die die einzelnen Mennonitengruppen voneinander trennen, haben dazu beigetragen, das MeND zu einem heterogenen Dialekt zu gestalten, dessen Grammatik die Vergangenheit seiner Sprecher reflektiert.¹

Sicherlich sprechen die meisten Leute immer noch besser Hochdeutsch als Spanisch. Da wir aber so fern von Deutschland sind, ist es schwierig oder gar unmöglich, das gleiche Hochdeutsch wie die Deutschen zu sprechen.

Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger² beschreibt diese Sprachsituation so:

Sprachinseln scheinen eine typische Form des Vorkommens des Deutschen außerhalb seines zusammenhängenden Verbreitungsgebietes zu sein. Als Sprachinseln gelten Gemeinschaften, die sich in vorstandardlichen und vornationalen Zeiten aus diesem Gebiet gelöst, aber eine [attitudinale] Rückbindung an die Herkunftskultur behalten haben. Diese Rückbindung sichert den Erhalt genetisch als deutsch anzusehender Varietäten in fremdsprachiger Umgebung. Wenn man den heutigen standardsprachlichen Zustand des Deutschen als Bezugspunkt für Form und Verwendung der Inselvarietäten nimmt, muss man genauer differenzieren, was bei ihnen „deutsch“ heißt, und sieht, dass diese Zuordnung nicht die zentrale Rolle spielt, die der Terminus

¹ Moelleken, W. / Moelleken, M. (1996), S.16.

² Prof. Eichinger war mein Hochschullehrer in Kiel, er hat mir mein mündliches Examen in Germanistik abgenommen. Heute ist Herr Eichinger Direktor des Institut, für Deutsche Sprache mit Sitz in Mainz.

Sprachinsel suggeriert.¹

Als ich mit meiner Familie aus Deutschland zurücksiedelte, sprach unser jüngster Sohn Deutsch wie ein deutsches Kind. Und dann mit den Jahren, je besser er sich hier integrierte, umso weiter entfernte sich sein Deutsch von dem ursprünglichen. Wenn ich ihn korrigiere und sage, in Deutschland wird es anders gesagt, dann kriege ich zur Antwort: „Ich weiß, aber hier sagt man es anders“. Es ist ihm doch schnurz piepegal wie man es dort im fernen Deutschland sagt.

Göz Kaufmann behauptet, das Plautdietsche habe in Menno ein viel höheres Prestige als in Fernheim und umgekehrt habe das Hochdeutsche in Fernheim ein höheres Prestige als in Menno, jedoch sei das Hochdeutsche in Menno in den letzten Jahrzehnten sehr viel besser geworden.²

In Fernheim erlebt man durchaus, dass Schüler auf der Straße oder im Supermarkt freiwillig Hochdeutsch sprechen. Unseren Schülern wäre das eine liederliche Strafe, man kriegt sie nur mit Mühe dazu, in der Klasse miteinander Hochdeutsch zu sprechen.

Ich denke, das Plautdietsche hat auch bei den meisten Fernheimern ein hohes Prestige. Das Mennoblatt hat eine lange Tradition darin, Anekdoten aus dem Leben der Koloniewohner auf Plautdietsch zu veröffentlichen. Vor einigen Jahren schlug der Lektor Peter Wiens vor, diese Spalte nicht mehr weiterzuführen, da es keine einheitliche und verbindliche Rechtschreibung des Plautdietschen gebe. Er argumentierte folgenderweise:

Wenn J.J. Neufeld das Neue Testament in plattdeutscher Sprache herausgibt, dann liest das kein plattdeutsch Sprechender, sondern nur einige Sprachforscher.³

Doch auf diesen Vorschlag erntete er heftige Reaktionen von gebildeten wie ungebildeten Leuten, die ausnahmslos die Beibehaltung dieser Spalte forderten.

Die Mennos haben heute ein ziemlich zwiespältiges – oder gar ein mit Konflik-

¹ Eichinger, Ludwig M. (1997), in: Stickel, Gerhard (Hrsg.), *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*, IDS, de Gruyter Verlag, Berlin 1997, S. 155 f.

² KAUFMANN, Göz (2003a): Des Plattdeutschen Wanderjahre oder die lexikalischen Folgen der mennonitischen Flucht nach Amerika. In: ANDROUTSOPOULOS, Jannis / ZIEGLER, Evelyn (Hg.): „Standardfragen“: soziolinguistische, kontaktlinguistische und sprachgeschichtliche Aspekte. Festschrift für Klaus J. Mattheier zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, 139-160

³ Wiens, Peter, in: Mennoblatt, Nr. 19. 66. Jahrgang, Filadelfia, 1. Oktober 1995, S. 9.

ten behaftetes - Verhältnis zur hochdeutschen Sprache. Vor dem Einsetzen der Schulreform pflegten die Mennos ein besonderes Hochdeutsch. Aber offensichtlich war das Verhältnis zu jenem sonderbaren Deutsch ein ganz anderes. Nach WARKENTIN fehlte es den Koloniebewohnern früher offenbar nicht an sprachlichem Selbstbewusstsein, denn

ein Kolonist erklärte Quiring, der aus Deutschland kam, aber auch aus der Ukraine stammte und daher das Mennonitenplatt beherrschte, kurzerhand, dass in Menno das richtige Hochdeutsch gesprochen werde, denn nicht Ihr in Deutschland, sondern wir hier im Chaco sind die Träger des ursprünglichen Deutsch. Euch war die schlichte deutsche Sprache nicht mehr gut genug, Ihr wurdet stolz, und daher sprecht Ihr heute dieses komische Deutsch, das entstellte...¹

Von Karl Kraus, Ex-Direktor am Wiener Burgtheater, stammt folgende Aussage: „Was Deutsche und Österreicher wirklich trennt, ist ihre gemeinsame Sprache“.²

Vielleicht ist es auch die gemeinsame Sprache, die das Verhältnis zwischen Deutschen und uns manchmal schwierig macht. Wir verstehen einander inhaltlich und deshalb erkennen wir, wie verschieden wir sind. Auf jeden Fall ist das hochdeutsche Umfeld weit entfernt von unserem Alltag, das spanische allgegenwärtig.

Ich erinnere mich an meinen ersten Gottesdienstbesuch in Winnipeg. Der Prediger, ein Gastredner aus Paraguay, sagte folgenden Satz: „So wie wir es in unserem schönen Plattdeutsch sagen 'loot onns gaunz tranquilo senne'“.

Nun waren zum Glück alle Gottesdienstbesucher Ex-Mennos. Ein Mennonit aus Russland, der nie mit Spanisch in Kontakt getreten ist, hätte mit diesem schönen Plautdietsch seine Schwierigkeiten gehabt.

Viele spanische Wörter haben wir schon dermaßen in unsere Herzen geschlossen, dass wir sie keineswegs mehr als Fremdlinge empfinden, sondern sie sind Teil unserer Kultur, unseres Wesens geworden. Hier eine Äußerung von einem Arzt zu dieser Thematik:

In der Schwesternschule haben wir komplett umgestellt auf Spanisch. Televisión wird viel gesehen auf Spanisch, ja? Und im Laufe der Zeit

¹ Warkentin, J (1998), S. 168 f.

² Vgl. Frank, M. in: SZ vom 15. Juli 1999, S. 13.

wird sich das einprägen, dass einfache Dinge im alltäglichen Leben, die wird man nicht mehr wissen, wie sie auf Deutsch heißen. Zum Beispiel - ganz einfach: das Klosett. Da sagt kein Mensch mehr „Klosett“ oder „Klo“. Die sagen alle „baño“. Das Spanische, ja? [...] Basura! Oder alles, was mit der Automechanik zu tun hat, ja? Da werden dann die spanischen Vokabeln gebraucht.¹

Dieser Arzt beschwert sich darüber, dass die Leute so viele spanische Bezeichnungen benutzen, dabei benutzt er selber ein spanisches Wort (Televisión), ohne es zu merken.

In der Alltagssprache beobachtet man viele Floskeln und Füllwörter aus dem Spanischen, die dann sowohl benutzt werden, wenn der Sprecher Plautdietsch oder Hochdeutsch spricht. Hier einige Beispiele:

- I. Eine Wendung ist das *había sido* (‚anscheinend‘): „Da soll, *había sido*, jemand dabei gewesen sein.“ „*Había sido*, die Veranstaltung ist verschoben worden“.
- II. Sehr häufige Verwendung findet das Wort *dale*, früher in der Bedeutung für ‚beeil dich‘, heute als Ersatz für *está bien*, *de acuerdo*, u.a. Dieses Wort ist in keinem normalen Wörterbuch zu finden. Offensichtlich kommt es aus dem Fußball: „¡Dale la pelota!“
- III. In Menno sieht man häufig an öffentlichen Gebäuden Aufkleber mit folgender Inschrift: „¡Gracias por no fumar!“ Darunter folgt dann eine Wort-für-Wort-Übersetzung ins Deutsche: „Danke für nicht rauchen!“

Dieser Satz klingt für deutsche Ohren sehr seltsam. Im Deutschen hieße es „Bitte nicht rauchen!“ oder ganz lapidar „Rauchen verboten!“.

Veränderung in der Sprache kommt sehr häufig über die Jugend. Die Jugend ist in der Sprache dynamischer, offener, toleranter und noch nicht so gefestigt. Sie nimmt gerne neue Wörter und neue Redewendungen auf. Meistens verschwinden diese dann irgendwann wieder, manchmal aber bleibt einiges und wird salonfähig gemacht. So z. B. hatte das Wort ‚geil‘ im Deutschen früher eine deskriptivere Bedeutung. Heute nehmen es Mütter und Väter in den Mund, ohne dabei rot zu werden. Unter Jugendlichen wird es inzwischen wieder ersetzt

¹ Gehrmann, J. (1999), S. LXXVI.

durch das Wort *krass*.

Hier bei uns haben wir einen ähnlichen Fall mit der Redewendung ‚töü hinje nehme‘. Diese Redewendung hört man heute auch durchaus von älteren ehrbaren Personen. Über die ursprüngliche Bedeutung dieses Ausdrucks sollte man aber lieber nicht zu viel nachdenken.

Vor rund sieben Jahren kam unter den Jugendlichen in Menno die Redewendung ‚nicht mol meis!‘ auf. Damals habe ich gedacht, das wird nur eine kurze Modeerscheinung. Aber ich habe mich getäuscht, heute ist sie in aller Munde. Dazu gibt es dann auch gleich die hochdeutsche Fassung ‚nicht mal fast!‘ und die spanische ‚nicht mal casi!‘.

Es hat den Anschein, dass spanische Bezeichnungen manchmal lieber benutzt werden als deutsche. Vielleicht sind sie wärmer, weil sie mit positiven Erinnerungen behaftet sind. Nehmen wir als Beispiel das Wort ‚Professioneller‘. Dieses Wort gibt es im Deutschen auch, wird aber auch in Deutschland wenig benutzt. Das deutsche Äquivalent heißt ‚Fachmann‘ (Experte). Warum benutzt nun ein Lehrer, der das deutsche Wort gut kennt, lieber das spanische Wort? Wahrscheinlich hat er zum Wort Fachmann keine Beziehung. Er empfindet es vielleicht irgendwie distanziert und steril, ohne Erinnerungen, die sein Herz erwärmen könnten.

Ich habe vor zwei Jahren einem Mann zugehört, der damals gerade von seinem Fachstudium aus Asunción zurück in die Kolonie gekommen war. Sein Sprachverhalten war mir so auffallend, dass ich anfing mitzuschreiben, und nach kurzer Zeit hatte ich eine Seite voller merkwürdiger Ausdrücke beisammen, die ich hier zusammengestutzt wiedergebe:

Wie motte ubicare, üs daut legale validéz haft, omm all deu amortizacióne in depreciacione töü manejare.

Daut mutt wie establecer, doamett daut töü declariere in töü factoriere jeat, sonst se wie complice bi deu estafa vom estado, deu siene bienes dann supuestamente nicht tjricht.

Wonn daut um deu pagos jeat, deu sent dann de hecho aul jemüakt, ekj moatt deu Bank blös noch consultiere, daut deu cheques depositiet wuare, wuan deu visart sent.

Wuan daut noch nicht von eumen profesionalen fiscalisiet es, dann kaust dü daut uck estimare, oba ekj animar mi noch nicht duatöü.

Söü üs bi din caso, düa mott wie daut eascht alquilar, eua wie daut de-purare in per fecha ordne.

Oba mientras tanto muat wie onse profesión ejercere.

Wenn man von einer charakterlosen Sprache spricht, dann ist das hier doch wirklich eine. Wie soll jemand, der Plautdietsch spricht, aber nicht Spanisch, diesen Kauderwelsch verstehen? Wenn dieser Mann auf einen Mennoniten aus Russland treffen sollte, der seinerseits in seinem Plautdietsch eine ähnlich hohe Anzahl an russischen Integraten verwenden sollte, dann wäre das Plautdietsche für diese beiden wohl keine gute Verständigungsmöglichkeit.

Dieser Mann hat sich in seiner Studienzeit innerlich ganz kräftig bewegt – hin zu einer anderen Sprache.

Und wenn solche Leute Hochdeutsch reden, dann machen sie es nicht anders. Dann wird *declariere* zu *deklarieren* und *factoriere* zu *factorieren*.

Hier stoßen wir auch gleich auf das Problem der so genannten falschen Freunde (*Faux Amis*), denn *compentencia* ist nicht Kompetenz, sondern Konkurrenz, Konkurrenz aber nicht *concurrencia*.

Übrigens habe ich neulich, also zwei Jahre später, diesem Mann bei einer Rede aufmerksam zugehört und auf seine Sprache geachtet – und siehe da, er hat jetzt kaum spanische Begriffe verwendet. Das neue sprachliche Umfeld ist ihm wahrscheinlich ein Korrektiv gewesen.

Können wir als Lehrer, als Schule gegen solche Tendenzen etwas tun? Sollten wir etwas dagegen tun?

Ich denke, als Schule können wir in einem begrenzten Rahmen gegen gewisse Tendenzen gegensteuern und andere Tendenzen verstärken. Der uns inzwischen schon bekannte Herr Quiring hätte damals mehr von den Lehrern erwartet, denn er bemängelte:

Auch bei der arbeitsfreudigen Fernheimer Lehrerschaft mangelt es vorerst vollkommen an der Erkenntnis, dass ihr schönes Plattdeutsch mit der Zeit in ein charakterloses Mischmasch verwandelt werden muss, wenn sie es nicht lernen, die fremden Eindringlinge abzuwehren.¹

Auf jeden Fall hat Herr Quiring festgestellt, dass hier nur die Schule, also die

¹ Quiring, W. (1936): S. 187.

Lehrer, Einfluss auf den Sprachgebrauch nehmen können. Was wir tun können, ist vor allem das Hochdeutsche zu fördern und den Schülern nahezubringen und sie zu einem bewussten, möglichst korrekten Sprachgebrauch zu motivieren.

Wir wollen nicht doktrinär sein, eine Staatsgewalt steht uns auch nicht zur Verfügung.

Zu guter letzt darf man nicht vergessen, dass es in jeder Sprache Einflüsse von außen gibt und dass dies eine Sprache durchaus bereichern kann. Auch im Deutschen hat es seit eh und je Einflüsse aus anderen Sprachen gegeben. Schon im Germanischen gab es viele Wortentlehnungen aus dem Lateinischen: So wurde *planta* zu Pflanze, wobei die Plosivlaute *p* und *t* zu Verschluss-Reibe-Lauten *pf* und *ts* wurden (Affrikaten). Das Wort *fenestra* wurde zu Fenster, wobei nach dem Wortbild ein lautlich angepasstes neues Wort entstand.

Später in der Hochzeit des Französischen nach der Französischen Revolution wurden viele französische Wörter ins Deutsche aufgenommen, so wurde *bureau* zu Büro (die Aussprache wird beibehalten, die Schrift angepasst).

Und heute, vor allem in der EDV, geht ohnehin sehr vieles über das Englische. Und es ist nicht immer einfach, in der eigenen Sprache für alles eine entsprechende Bezeichnung zu finden. Sollte man denn Dinge wie diese wortwörtlich übersetzen: Wollen wir einen *Memory stick* (*pendrive*), Schüler sagen einfach *Sticker*, etwa einen Gedächtnisleber nennen? Oder einen *Laptop* eine *Schoßbedeckung*?

Letztendlich möchte ich auf die Tatsache hinweisen, dass eine Sprache, die nicht mehr fähig ist, Wörter aus Kontaktsprachen aufzunehmen, eine sterbende Sprache ist.

Bibliografie

Über Sprache und Identität: <http://www.goethe.de/Ihr/prj/mac/de2039211.htm>

De Granda, Germán: *El español en tres mundos. Retenciones y contactos lingüísticos en América y África*. Universidad de Valladolid 1991.

De Granda, Germán (1985): *Dos afro-portuguesismos léxicos en el español paraguayo (pombero y macatero)*. in: *Homenaje a Álvaro Galmés de Fuentes*. Madrid, Vol. I, 199 – 210.

Gehrmann, Jens: *Rückbesinnung? Der soziale Wandel bei den deutschstämmigen Mennoniten im paraguayischen Chaco*. Schriftliche Hausarbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium (M.A.) der Philosophischen Fakultät der Christian Albrechts-Universität zu Kiel 1999 (unveröffentlicht).

Eichinger, Ludwig M. (1997): *Deutsch in weiter Ferne. Die Verbreitung der deutschen Sprache außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets: Deutsche Minderheiten*, in: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*, IDS, de Gruyter Verlag, Berlin 1997, S. 155 f.

Frank, Michael: „Denen muß man erst einmal anständiges Deutsch lernen“. In: SZ vom 15. Juli 1999, S. 13.

Janz, Carlos: *Begegnung mit Mennoniten in Deutschland*, in: Mennoblatt Nr. 15, 67. Jahrgang, Filadelfia 1996, S. 7.

KAUFMANN, Göz (2003a): *Des Plattdeutschen Wanderjahre oder die lexikalischen Folgen der mennonitischen Flucht nach Amerika*. In: Androutsopoulos, Jannis / Ziegler, Evelyn (Hg.): „Standardfragen“: soziolinguistische, kontaktlinguistische und sprachgeschichtliche Aspekte. Festschrift für Klaus J. Mattheier zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, 139-160.

Klassen, Heinrich: *Mundart und Plautdietsche Jeschichte ut dem Orenburgschen en ut dem Memritschen (Rußland)*. N. G. Elwert Verlag, Marburg 1993.

Kubarth, Hugo: *Das lateinamerikanische Spanisch. Ein Panorama*. Mx Hueber Verlag München 1987.

Moelleken, Wolfgang W. / Moelleken, M. A.: *Aus dem Leben niederdeutscher Mennoniten*. N. G. Elwert Verlag, Marburg 1996.

Neufeld, Gerhard: *Sprachförderung der deutschsprachigen Schüler im paraguayischen Chaco aufgrund sprachlicher Interferenzerscheinungen*. Freie wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Diplomgrades der Fachrichtung Schulpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Schwäb. Gmünd 1982 (unveröffentlicht).

Rempel, Hermann: *Kjenn jie noch Plautdietsch? A Mennonite Low German Dictionary*. Mennonite Literary Society; Winnipeg 1984.

Rohkohl, Kai: *Die plautdietsche Sprachinsel Fernheim/Chaco (Paraguay). Dokumentation des Sprachverhaltens einer Rußlanddeutschen Mennonitenkolonie*.

Marburg: N.G. Elwert Verlag 1993.

Rudolph, Michael / Schnitzpahn, Ernst: *Wie sag' ich's richtig? Kleiner plattdeutsch-hochdeutscher Sprachkurs. Ein Nachschlagewerk für alle, die Mennonitenplatt sprechen und ihr Deutsch verbessern wollen.* 2. überarbeitete Auflage, Loma Plata, Paraguay 1995.

Schweikle, Günther: *Germanisch-deutsche Sprachgeschichte im Überblick.* 2. verb. und erg. Auflage, Stuttgart: Metzler 1987.

Taubert, Gesine: *Mittelhochdeutsche Kurzgrammatik.* Verlag L. Nußbainer, Isen 1991.

Thiessen, Jack: *Mennonite Low-German Dictionary. Mennonitisches Wörterbuch.* N. G. Elwert Verlag, Marburg 1977.

Thiessen, John: *Studien zum Wortschatz der kanadischen Mennoniten.* N. G. Elwert Verlag, Marburg 1963.

Thiessen, John: *Die Hispanisierung des Plattdeutschen in den mennonitischen Chaco-Kolonien. Fallstudien und Vorstudien.* Schriftliche Hausarbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium (M.A.) der Philosophischen Fakultät der Christian Albrechts-Universität zu Kiel 1999 (unveröffentlicht).

Warkentin, Jakob: *Die deutschsprachigen Siedlerschulen in Paraguay im Spannungsfeld staatlicher Kultur- und Entwicklungspolitik.* Waxmann Verlag, Münster 1998.

Wiens, Peter: *Zur Diskussion,* in: Mennoblatt, Nr. 19, 66. Jahrgang, Filadelfia, 1. Oktober 1995, S. 9.

„Ein jeder ging beschenkt nach Haus“: Vom Nutzen der Literatur

Harry Loewen

Zur Einführung

Schon vor fast 2.400 Jahren schrieb der griechische Philosoph Platon (lat. Plato), dass Dichter mit ihrer Poesie nicht in seinen idealen Staat gehörten. Dichtung ist nach Platon nicht ethisch, nicht philosophisch und nicht von praktischem Wert. Er war besonders scharf in seiner Kritik gegen Homer, einen der größten epischen Dichter der griechischen Antike. Nicht nur sei Homer ein schlechter Nachahmer des menschlichen Lebens - er verstand den Menschen und das Leben nicht, so Platon - sondern mit seinen fantastischen Erzählungen zerstöre er die Moral, besonders bei kleinen Kindern. Für Platon war Dichtung weit von der Wahrheit entfernt. Und für diesen Philosophen waren Wahrheit, Tugend und Schönheit von größtem Wert (siehe Plato, 335-53). Es ist wohl ironisch, dass Platons Schüler, Aristoteles, seinem Meister in dieser Hinsicht nicht folgte. Aristoteles schrieb in seiner *Poetik* die erste philosophische Abhandlung von den zwei Formen der dramatischen und epischen Dichtung - die Tragödie und die Komödie - die heute noch, besonders im Westen, dem Studium der Dichtung zu Grunde liegt. Besonders die deutschen und englischen Klassiker schätzten die *Poetik*.

Mennoniten und Dichten

Mennoniten sind praktische Menschen. Alles was sie tun, muss einen praktischen Wert oder Nutzen haben. Hierin würden sie bestimmt Platon zustimmen. Das stammt wohl noch aus ihrer frühen Geschichte. Als Bauern und Handwerker

hatten sie weder viel Zeit noch Gelegenheit, die schönen Künste zu pflegen, und das schloss auch die Dichtung und Schriftstellerei mit ein. Und in der Zeit der Verfolgungen und im Kampf um ihre Existenz hielten sie sich von der Gelehrsamkeit allgemein fern. Sie teilten die schon im Mittelalter entstandene bäuerliche Meinung, „je gelehrter, desto verkehrter“ (je jelehda, je vetjehda). Noch heute schreibt Erwin Enns in seinem Gedicht „Die Mennisten“: „... Sie behielten auch in Russland den Pflug in der Hand. / Drum sucht man vergebens nach Literatur, / Geschichte schreiben sie mit dem Spaten. / Ihre Worte stehen auf krummen Linien, / Wer kennt sie schon zwischen Chaco und Argentinien“ (*Mennoblatt*, 16. Jan. 2006). Nun, heute sind Mennoniten auch schon als Dichter bekannt!

Jakob H. Janzen erzählt, dass er in Kanada von einem Farmer gefragt wurde, was er von Beruf sei, und dass er dann zur Antwort gegeben hatte, „Schreiber, Schriftsteller.“ Der Fragesteller darauf: „Also ein Lügner!“ Schreiber von „ausgedachten Geschichten“ wie Erzählungen und Romanen schrieben, was nicht wahr sei. Auch brächten solche Schriften keinen Nutzen, und mit *Schriewarie* sein Leben zu machen, davon war schon gar nicht die Rede. Auch heute noch sind es die wenigsten, die vom Schreiben leben können. Unter all den Dichtern, die wir betrachtet haben, kenne ich keinen, der mit seinen Büchern viel Geld verdient hat, nicht einmal ein Rudy Wiebe, der über zwanzig wichtige Bücher veröffentlicht hat. (Doch im Februar d. J. erhielt er den mit \$25,000 dotierten Taylor Preis für seine Erinnerungen, *Of this Earth*, letztes Jahr erschienen). Ein Arnold Dyck in Manitoba veröffentlichte seine Erzählungen in kleinen Paperback-Heftchen, damit er sie wenigstens zu einem Dollar verkaufen konnte, denn mehr wollten (oder konnten) die kanadischen Farmer für „ausgedachte Geschichten“ nicht ausgeben. Für den Schriftsteller und Verleger Arnold Dyck waren sein Echo Verlag und seine zahlreichen Publikationen die finanziellen Sorgenkinder.

Und doch fingen Mennoniten schon in Russland an zu dichten. Der genannte Jakob H. Janzen war einer der ersten, der schon um 1910 „ausgedachte Geschichten“ verfasste. Auch war er eitel oder naiv genug zu glauben, dass seine Dichtungen von einem gewissen Nutzen seien. Sie sollten unter den mennonitischen Bauern die Kultur und Bildung heben. In seinem Buch *Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen* veröffentlichte er zwölf didaktisch gestaltete Erzählungen, die mennonitische Leser moralisch und religiös erbauen und unterweisen sollten. Auch schrieb er drei kurze Bühnenstücke in plattdeutscher Sprache: *Dee*

Bildung, Daut Schultebott und Dee Enbildung. In *Dee Bildung* (Die Bildung), das beste von diesen drei Stücken, versuchte er zu zeigen, dass eine Zentral-schulbildung auch für Mädchen - und er unterrichtete in einer Mädchenschule - von praktischem Wert sei. In diesem Bühnenstück kommt ein Mädchen für die Ferien nach Hause, zeigt, dass sie in der Schule auch Klavierspielen gelernt hat, dass sie das Plattdeutschsprechen nicht vergessen hat, und dass sie nicht mal zu stolz ist, die Kühe im Stall zu melken. Die *Mumtjes* im Stück sind davon positiv beeindruckt! Von Lehrer Janzen eingeübt, wurde das Stück auf der Schulbühne mit Erfolg vorgetragen und von den Eltern der Schüler positiv aufgenommen (*Lifting the Veil*, 70-72). Janzens Dichtungen, obwohl nicht von großer Kunst, waren bestimmt von praktischem und religiösem Wert, was die damaligen Mennoniten einigermaßen zu schätzen wussten.

Auch die Gedichte von Bernhard Harder, Johann J. Loewen und Gerhard Loewen sollten der Gemeinschaft zum Nutzen sein. Harder, der Evangelist unter den Mennoniten, wollte mit seinen Gedichten und Liedern seine Leser und Zuhörer nicht nur unterhalten, sondern sie auch zur Buße führen. In seinem langen Gedicht „Volk, das ich von Herzen liebe“ drückt er seinen Schmerz und seine Kritik über den geistlich-moralischen Verfall in den Gemeinden aus: „Doch erkaltet ist die Liebe, / weil der rechte Glaube fehlt; - / Nur Vernunft und Fleischestriebe / Hat statt dessen man erwählt. / ... Lüge leitet die Geschäfte, / Und den Umgang - Heuchelei; / Wollust untergräbt die Kräfte, / Und der Feind herrscht frech und frei“ (P.M. Friesen, 747). Obwohl Harder das Leben vieler „Kirchlicher“ in seinen Gedichten und Predigten nahezu verdammte, blieb er seiner Gemeinde treu und schloss sich nicht der neuen Mennoniten Brüder Gemeinde an, wie so viele es im 19. Jahrhundert taten.

Johann J. Loewen wollte mit seiner Gedichtsammlung *Herzenstöne für schlichte Christenherzen* zu frommer Unterhaltung beitragen. Viele seiner Gedichte wurden auf Hochzeiten und Geburtstagsfeiern vorgetragen. Zum 400-jährigen Jubiläum der Mennoniten (1925) verfasste er dann das berühmte „Mennolied“, das wie folgt beginnt: „Ertönen Jubelklänge! Erbrause Festgesang! O Mennovolk, nun bringe, dem Höchsten Preis und Dank!“ Das Gedicht wurde von seinem Freund und Mitarbeiter B. B. Dück vertont und sollte als Widmung allen Mennoniten in der Welt gelten. Aus politischen Gründen konnten die russischen Mennoniten in den zwanziger Jahren an der Feier in der Schweiz nicht teilnehmen, doch hatten sie mit diesem Lied einen konkreten Beitrag zur 400-jährigen Jubiläumsfeier geleistet. 1975, fünfzig Jahre später, wurde dieses Lied beim 450-

jährigen Jubiläum der Mennoniten in einer Mennoniten Brüder Gemeinde in Karaganda, Russland, gesungen. Besonders waren es die folgenden Strophen, die der leidenden Gemeinde in der Sowjetunion wichtig waren: „Sprach man in einem Lande / die Glaubensfreiheit ab, / dann griffen sie entschieden / bald nach dem Pilgerstab. / ...Will man uns nicht mehr dulden / in unsrer Eigenart, / sind wieder wir gezwungen, / zu tun, was schwer und hart...“ (Wölk, 16).

Lehrer Gerhard Loewen, der die erste Fassung seiner *Feldblumen*-Gedichte schon in Russland veröffentlicht hatte (1910?), war darum bemüht, in Russland und später in Kanada unter den Mennoniten die Liebe zu Literatur und Kultur zu wecken und zu fördern, was ihm auch gelang, besonders mit seinen literarischen und literar-kritischen Beiträgen in den *Warte-Jahrbüchern*, die von Arnold Dyck redigiert wurden. (Hier in Paraguay hat Peter P. Klassen mit seiner schriftstellerischen Arbeit ein Gleiches getan, wie Gundolf Niebuhr bei der Ehrung von Klassen letzten September betonte: „Eine Person, welche die Feder gezielt benutzt hat, um ihre Mitmenschen bildend zu beeinflussen“ (*Mennoblatt*, 16. Sep. 2006).

Doch auch in Kanada galten die Dichter wenn nicht als Lügner, dann doch als Träumer, Spinner und Nichtsnutze. Ich erinnere mich noch an den „Dichter Friesen,“ wie der alte Heinrich D. Friesen (1880-1964) um 1950 in Coaldale, Alberta, genannt wurde. Oft sah ich diesen von Gestalt kleinen, graubärtigen Mann auf Wegen und durch Felder streifen, den Kopf zum Himmel erhoben und mit den Händen hinter dem Rücken. Ich weiß noch, wie die Leute von ihm spöttelnd sprachen: „Ach, da geht Dichter Friesen wieder mit dem Kopf in den Wolken.“ Erst nach seinem Tode sammelten seine Kinder seine Gedichte und haben sie, so viel ich weiß, später veröffentlicht. In seinem Gedicht „Mieni Mutta“ fragt die Mama ihren Jungen: „Waut woat von di woari?“ Der Junge antwortet: „Mutta, si tofräd, / Daut woascht du aul erfoahri.“ Der Junge im Gedicht, wie Dichter Friesen selbst, wurde dann Lehrer und schrieb auch Gedichte, was die Mutter nicht gutheißen konnte, weil diese Tätigkeiten nicht viel zum Leben einbrachten. Doch am Ende verzeiht die Mutter ihrem Sohn, weil sie seine Gaben als von „oben“ gegeben erkennt (*Unter dem Nordlicht*, 113-14).

Friesen und den meisten mennonitischen Dichtern wäre es nie in den Sinn gekommen, dass ihre dichterische Tätigkeit nutzlos sei. Auch wenn die Leute nicht viel von ihren Versen hielten, wussten diese Dichter, dass ihr Dichtertalent eine Gabe Gottes sei und somit nicht vernachlässigt und bestimmt schon garnicht verachtet werden sollte.

Muss Belletristik nützlich sein?

Schriftsteller haben sich immer wieder gefragt, ob ihre Produktionen - seien es Gedichte, Erzählungen oder Romane - von Nutzen sein *müssen*. Ein Kunstwerk, sagten sie sich - und das schließt natürlich auch die literarischen Künste ein - ist einfach da. Wie ein neugeborenes Kind oder eine schöne Rose ins Leben kommt, so ist auch ein Gedicht oder eine Erzählung frei ins Leben gekommen und muss daher als etwas Freies und Wertvolles anerkannt und angenommen werden. Ein Kunstwerk braucht demnach seine Existenz nicht zu rechtfertigen.

Schillers Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde“ ist ein Beispiel des Geheimnisvollen, fast Überirdischen in der Dichtkunst. „In einem Tal bei armen Hirten / Erschien mit jedem jungen Jahr, / Sobald die ersten Lerchen schwirren, / Ein Mädchen schön und wunderbar./... / Sie brachte Blumen mit und Früchte, / gereift auf einer andern Flur / ... / Und teilte jedem eine Gabe, / *Dem* Früchte, *jenem* Blumen aus, / Der Jüngling und der Greis am Stabe, / Ein jeder ging beschenkt nach Haus.“ Die Dichtung verschenkt Früchte und Blumen, also das Schönste, was es im Leben geben kann (Schiller, 9).

Abram J. Friesen scheint sein Gedicht „Das Mädchen mit der Rose“ auch in diesem Sinne geschrieben zu haben. „Heut Morgen, auf dem Weg zur Arbeit, / Sah ich ein Mädchen im Vorübergehn. / Es war so jung und frisch, voll zarter Anmut, / Und wie der Lenz, so schön. / Um seine Lippen spielt' ein Lächeln, / Sein Auge leuchtete so tief und klar. / Der Wind strich sanft, liebkosend ihm die Locken. / Die Ros' in seinem Haar ...“ (*Unter dem Nordlicht*, 70)

Wenn junge Menschen verliebt sind, greifen sie oft nach Liebesgedichten, oder sie dichten auch selbst. Dichtung und Liebe gehören zusammen und beide kommen, wie man oft sagt, vom Himmel! Und die Dichtergabe ist bestimmt etwas, das aus einer andern Welt kommt. Gottfried Keller sagt irgendwo, dass er beim Schreiben manchmal eine unsichtbare Hand fühlte, die seine Feder führte. Dichter sprechen mitunter von den Musen, von den Göttinnen der Künste, die sie inspirieren.

Sind Dichter eine besondere Elite?

Einige Künstler und Dichter hielten sich für eine besondere Elite, die mit ihrer Künstlergabe hoch über alle anderen Menschen ständen. Sie machten sich natürlich nicht beliebt mit dieser extremen Einstellung. Schon vor hundert Jahren

meinten einige Literaten, dass die Kunst für sich selbst existiere („art for art’s sake“). Es war ihnen egal, was das Publikum von ihrem Gemälde, Gedicht, Roman oder ihrer Erzählung dachte. Der Künstler war sozusagen der erhabene *Schöpfer* von Kunstwerken, fast ein Gott, der hoch über der Menge schwebte und sich um die Meinung des Pöbels, „der Fliegen auf dem Marktplatz“ (Nietzsche), nicht zu kümmern brauche. In der deutschen Literatur war es ein Stefan George (1868-1933), der teilweise diese Ansicht vertrat.

Die großen klassischen Schriftsteller wie Shakespeare, Milton, Goethe, Schiller, Keller, Tolstoi und Rilke, um nur einige zu nennen, waren nicht dieser Meinung. Sie glaubten zwar auch an eine höhere Eingebung ihrer Dichtungen, doch waren sie sich bewusst, dass sie hart arbeiten mussten, um ihren Schöpfungen Gehalt und Form zu geben. Und die meisten mennonitischen Dichter, von den Anfängen bis heute, waren durchweg demütige Menschen, die mit ihren Werken Gott, der Gemeinde und der Gesellschaft dienen wollten. Sie waren in diesem Sinne Arbeiter im Weinberge Gottes.

Wenn wir vom Nutzen der Dichtung sprechen, müssen wir auch auf den Dichter selbst zu sprechen kommen, denn im Grunde genommen schreibt der Schriftsteller aus sich selbst heraus, und zwar um ein psychologisches, d.h. ein inneres Bedürfnis zu erfüllen. Ein begabter Dichter kann nicht anders als dichten. Rainer Maria Rilke schrieb einmal an einen jungen Poeten, dass wenn ihm das Dichten nicht Tod und Leben bedeute - dass er sterben müsste, wenn er nicht dichten könnte - dann sollte er das Dichten lieber aufgeben. Bernhard Harder, Arnold Dyck, Rudy Wiebe, Sarah Klassen, Peter Klassen und andere begabte mennonitische Schriftsteller konnten nicht anders als dichten und schreiben. Ob sie für ihr dichterisches Schaffen bezahlt werden oder nicht, als Dichter *müssen* sie „fabulieren“ (Goethe). Schreiben, dichten, malen ist ihr Leben, ihr Ein- und Ausatmen sozusagen, um leben zu können. Für sie ist schreiben, dichten, komponieren, malen, was immer die Kunstform auch sei, ein „kategorischer Imperativ“, um hier einen kantischen Ausdruck zu gebrauchen. Und für den gläubigen Künstler ist es ein göttliches Muss. Schön wenn meine Dichtungen publiziert und bezahlt werden, doch muss es nicht sein. Der Dichter singt wie ein Vogel im Freien und ist froh, dass er frei singen kann.

Dichtung als Trost im Leiden

In Passau wurden sechzig Täufer fünf Jahre lang im Schlossgefängnis gefangen

gehalten. In ihren Leiden machten sie sich Luft und trösteten sich untereinander mit 51 Gedichten und Lobgesängen, die sie im Kerker dichteten. Auch waren ihre Dichtungen von praktischem Nutzen. Auf der Titelseite des *Ausbunds*, des ersten täuferischen Gesangbuches aus dem 16. Jahrhundert, heißt es, dass die Lieder zum „Nutzen“ aller Gläubigen sein sollten. Felix Manz ging 1526 in Zürich mit einem Lied auf den Lippen in den Tod. „Mit lust so will ich singen“ sang er (*Ausbund* Nr. 6). Die Verfolger der Anabaptisten wussten auch, dass die Täufer mit ihren Psalmen, Liedern und Zeugnissen nicht nur sich selbst trösteten, sondern auch die Umstehenden mit ihrem Singen und ihren Worten beeinflussen wollten. Deshalb wurde ihnen manchmal während des Gerichts oder noch am Marterpfahl die Zunge in grausamer Weise herausgerissen oder abgeschnitten, wie es im Falle Michael Sattlers geschah (*Märtyrer-Spiegel* 5). Das gesprochene, geschriebene und gesungene Wort hatte die Kraft, die eigene Not zu lindern, aber auch den Mitmenschen mitzuteilen, wie und warum sie leiden mussten.

Der leidende Dichter in Goethes *Torquato Tasso* drückt diese wichtige Wahrheit vor Antonio, dem praktischen Politiker, wie folgt aus: „Nein, alles ist dahin! - Nur eines bleibt: / Die Träne hat uns die Natur verliehen, / Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt / Es nicht mehr trägt... / Sie [die Natur] ließ im Schmerz mir Melodie und Rede, / Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen: / Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, / Gab mir [dem Dichter] ein Gott zu sagen, wie ich leide“ (*Tasso*, 3426-33).

Doch sind wir nicht alle Dichter oder dichterische Erzähler. Wir brauchen deshalb Künstler, die der Sprache mächtig sind und die „singen und sagen“ können, um das auszudrücken, was wir selbst nicht auszudrücken vermögen. Die Künstlergabe haben nur wenige unter uns. Wenn Menschen leiden oder krank sind, Verlust erfahren haben oder auch froh sind und etwas zu feiern haben, nehmen sie oft einen Gedichtband oder ein Liederbuch zur Hand, wo sie die Worte finden, die für sie das aussagen, was sie zur Zeit bewegt. Hier ist ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung. Im Spätsommer 2003 hatten wir in unserer Gegend in British Columbia einen verheerenden Waldbrand. Hunderte von Häusern brannten total ab. Auch unser schönes Haus, nur drei Jahre alt, wurde ein Raub der Flammen. Meine Bibliothek mit etwa 3000 Bänden war dahin. Kurz danach schenkte mir ein Freund einen Band von Schillers Gedichten, eines der ersten Bücher, die mir Kollegen später zu ersetzen halfen. Ich suchte mir gleich die Stelle in Schillers Gedicht „Das Lied von der Glocke“ auf, wo es heißt:

„Leergebrannt / Ist die Stätte ... / Einen Blick / Nach dem Grabe / Seiner Habe / Sendet noch der Mensch zurück - / Greift fröhlich dann zum Wanderstabe, / Was Feuers Wut ihm auch geraubt, / Ein süßer Trost ist ihm geblieben, / Er zählt die Häupter seiner Lieben / Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt“ (Schiller, 46). Nichts konnte meine Gefühle damals besser ausdrücken als diese Zeilen, und ich wurde durch sie wunderbar getröstet.

Während der schweren Zeit in den dreißiger Jahren und 1943 auf der Flucht hatten unsere russländischen Mennoniten fast alles verloren. Doch das „Wort“, d. h. eine Bibel, ein Liederbuch oder einige Gedichte hatten sie, wenn eben möglich, retten und auf den Weg mitnehmen können. Und wenn sie nicht ein Gedicht- oder Liederbuch hatten, dann schrieben sie sich Gedichte und Lieder von Freunden ab. Sie fanden so entweder allein oder in Gemeinschaft mit andern Trost und Stärke für die Lasten des Tages.

Jakob A. Neufeld zitiert in seinem Buch *Tiefenwege* ein Gedicht des Ältesten Heinrich Winter, welches die Ängste der Flüchtlinge während der Rückführung nach Russland wiedergibt. „Was ist das für ein Häuflein nur, / gelagert dort am Meer? / Die sehen aus so jammervoll, / wo kommen sie nur her? / Das Haar bestäubt, die Füße wund, / das Antlitz braun verbrannt; / Ein Ränzel schwer den Rücken drückt, / ein Stab nur in der Hand? / Es ist das kleine Mennovolk / das heut' ist auf der Flucht, / und Pharao mit seinem Heer / es umzuholen sucht“ (*Tiefenwege*, 250-51). In der christlichen Literatur, auch in der mennonitischen, werden die Gläubigen oft mit den Kindern Israels verglichen, die am Ende von Gott geschützt und errettet werden. Dieses Gedicht ist keine große Dichtkunst, aber weil das historische Ereignis hier *poetisch* geschildert wird, hat es eine größere Aussagekraft als ein historischer Bericht über dieselben Begebenheiten.

Dichtung und Geschichte

Hier müssen wir etwas über den Unterschied zwischen Dichtkunst und dem Schreiben von Geschichte (history) sagen. Wie wir schon gesehen haben, schreiben Dichter und Schreiber von Erzählungen und Romanen, was „wahr“ ist; auch sie sind an die Wahrheit und Wirklichkeit gebunden, obwohl ihre Werke fiktiver Art sind. Die Wahrheit in einem historischen Bericht beruht auf Fakten und wirklichen Begebenheiten, die der Historiker aus den Quellen hat. Die Wahrheit in einem Kunstwerk dagegen ist von psychologischer Art; es ist eine Wahrheit des seelischen oder inneren Lebens. Ein *historischer Roman* zum Bei-

spiel kann oft der *tieferen* und inneren Wahrheit des geschichtlichen Geschehens näher kommen, als es die Geschichte vermag. Geschichte ist von historischen Quellen und Dokumenten ganz abhängig; einem Roman-Schreiber dagegen steht das menschliche Leben mit seinen Gefühlen und Gedanken zur Verfügung und erlaubt ihm so ein wahrheitsgetreues Weltbild zu schaffen. Wir sagen: „Ja, so kann es gewesen sein.“

Al Reimers historischer Roman *My Harp is Turned to Mourning* z.B. ist auch historisch zuverlässig, da der Autor die geschichtlichen Quellen gründlich untersucht hat, bevor er den Roman schrieb. Doch als Dichter und Kenner des Menschen vermag er die psychologischen Zusammenhänge und die Bedeutung des Geschehens, auch wenn ihm die Quellen für die Einzelheiten fehlen, glaubwürdiger zu schildern, als es in einem Geschichtsbuch möglich ist. Auch Peter P. Klassens Erzählungen sind dieser Art. Mit seinen Erzählungen lehrt er in interessanter Weise Mennonitengeschichte. Der Leser sagt sich, ja, so ist es gewesen oder es könnte jedenfalls so gewesen sein.

Auch hat der Roman oft eine größere Wirkung auf die Leser als ein historischer Bericht. Rudy Wiebes *Peace Shall Destroy Many* z.B. machte auf die kanadischen Mennoniten einen großen Eindruck, verursachte sogar Ärger, weil die Leser von der „Wahrheit“ des Romans höchst ergriffen wurden, sie aber nicht wahr haben wollten. Auch Peter P. Klassens Buch *Die schwarzen Reiter* löste mit seiner Behandlung des Wehrlosigkeitsthemas einige Kontroversen aus. Leser wurden mit dem Widerspruch zwischen Prinzip und Praxis konfrontiert. Obwohl es „nur“ Geschichten sind, wissen wir, dass sie wahr sind. Historische Aufsätze über die Geschichte gewisser Zeiten werden wohl von Historikern gelesen und studiert, aber dann geraten sie bald in Vergessenheit oder sie müssen revidiert und öfters neu geschrieben werden. Wiebes Roman *Peace Shall Destroy Many* wird noch nach fast einem halben Jahrhundert gelesen, und Klassens *Die schwarzen Reiter*-Erzählungen werden nicht so bald vergessen werden.

Oder nehmen wir Patrick Friesens *The Shunning* (Die Meidung) als ein weiteres Beispiel. Dieses Stück mag wohl auf ein wirkliches Ereignis im Süden Manitobas zurückgehen, doch in dieser Dichtung werden die Leiden und die Ausweglosigkeit des Peter Neufeld so anschaulich und überzeugend geschildert, dass die Geschichte dieses Mannes und seiner Familie „wahr“ im wahren Sinne des Wortes ist. Mit andern Worten, was ein Roman, Drama oder eine Erzählung besser tun können als Geschichtsschreibung, ist das Erzählte anschaulich und lebendig machen. Ein Kunstwerk steht somit über Zeit und Raum, während Ge-

schichte immer an Zeit und Raum - und Quellen - gebunden bleibt.

Shakespeares historische Dramen, die vor über 400 Jahren entstanden, um weitere Beispiele anzuführen, werden auch heute noch gelesen, studiert und aufgeführt. Doch die englische Geschichte, die zu Shakespeares Zeit geschrieben wurde, liest heute fast keiner mehr, denn Geschichte muss immer wieder neu interpretiert und geschrieben werden. Historische Dramen wie *König Heinrich IV.* oder *König Heinrich VI.* sind auch heute noch so neu und interessant, wie sie einst waren, nur dass die Sprache dem heutigen Englisch neu angepasst werden muss. Und Dramen wie *Hamlet* und *King Lear* gehen wohl auf historische oder legendäre Begebenheiten zurück, doch was sie besser und wahrer als Geschichte vorführen, ist das rein Menschliche in all seiner Tragik und Erhabenheit. Ob es einen dänischen Prinz Hamlet je gegeben hat, oder ob der König Lear eine historische Gestalt war, sind demnach unwichtige Fragen. Die Dramen sind wahr und von großem Nutzen, um den Menschen, selbst den modernen Menschen besser verstehen zu können. Hermann Hesse nennt diese großen Künstler--seien sie Dichter wie Goethe, Komponisten wie Mozart, Philosophen wie Platon--„die Unsterblichen.“ Sie sind „unsterblich“, weil sie Kunstwerke schufen, die von überzeitlichem und ewigem Bestand sind.

Kann Literatur den Menschen besser machen?

Eine wichtige Frage, die wir noch nicht beantwortet haben, ist, ob Literatur die Leser zu besseren Menschen machen kann. Dass sie uns ästhetisch, kulturell und schulisch erziehen und bilden kann, ist keine Frage. Wenn wir einen Menschen treffen und uns mit ihm nur kurz unterhalten, merken wir bald, ob der Mensch „gebildet“ ist oder nicht. Die alten Griechen meinten schon, dass der Sprecher an seiner Sprache zu erkennen sei. Doch ob der gebildete und belesene Mensch auch ein guter Mensch ist, und ob die Bücher, die er gelesen hat, ihn gut gemacht haben, bleibt dahingestellt. Jakob H. Janzen mit seinem Bühnenstück *De Enbildung*, wusste, dass Bildung und Einbildung nicht dasselbe sind. Wahre Bildung *sollte* den Menschen besser machen, doch ist es nicht unbedingt so.

Für Platon war dies keine Frage. Die Literatur in seinem idealen Staat *musste* den Menschen besser machen können. Wenn nicht, dann sollten die Dichter und ihre Werke aus dem Lande gewiesen werden. Der Leser von Gedichten und Dramen muss nach Platon moralisch besser, tugendhafter und wahrer werden. Platons Problem mit dem Dichter Homer war, dass seine Epen *Ilias* und *Odyssee*

mit ihren Kriegen und Göttern, die allzu menschlich und unmoralisch handeln, und die fantastische und märchenhafte Begebenheiten enthalten, kaum zu Güte, Wahrheit und Schönheit des Lebens beitragen. Selbst die griechischen Götter und Göttinnen werden in den Epen nicht ins beste Licht gestellt. Sie stehlen, lügen, morden und huren. Auch in der mennonitischen Literatur, besonders in den frühen deutschen Schriften wie bei Gerhard Loewen, musste Literatur zum „Schönen, Wahren und Guten“ beitragen. Die meisten mennonitischen Schriftsteller würden das auch heute noch von poetischen Werken erwarten. „Gute“ Bücher müssen den Leser zu besseren Menschen machen.

Es gibt Akademiker, die nicht glauben, dass das Lesen von schöner Literatur die Leser zu moralisch besseren Menschen macht. Tolstois *Die Kreuzer-Sonate* oder *Anna Karenina* zum Beispiel zeigen, was der Autor über Ehebruch und andere moralische Vergehen dachte. Er hat die Folgen von Eifersucht und Treulosigkeit überzeugend in diesen Romanen geschildert. Ob der Leser oder die Leserin bei der Lektüre dieser Bücher die ethische Lektion auf das eigene Leben anwendet, bleibt dahingestellt. Um sein moralisch fragwürdiges Leben zu entschuldigen und so weiter leben zu wollen, sagt sich der heutige Leser oft, „nun ja, das waren andere Zeiten, doch heute sind die Zeiten und ethischen Begriffe halt anders geworden.“ So kann der Leser der Moral des Buches aus dem Wege gehen.

Oder nehmen wir den Roman *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque. Dieser Roman, der die Brutalität und Sinnlosigkeit des Krieges schildert, sollte meines Erachtens von jedem Politiker gelesen und in allen Schulen gelehrt werden. Doch, fragen wir uns, ist die Welt seit seinem Erscheinen im Jahre 1929 auch nur ein wenig besser und friedlicher geworden? Während des Dritten Reiches wurde das Buch wie auch andere der nationalsozialistischen Ideologie widersprechende Schriften verbrannt. Seitdem ist dieser wichtige Roman in viele Sprachen übersetzt worden, doch die Politiker romantisieren und verherrlichen den Krieg immer noch - sie kämpfen für „Freiheit, Vaterland und Demokratie“, heißt es - und sie fahren so weiter fort, Menschen und Städte zu zerstören. Pessimistisch gesehen, scheint die Welt mit all den guten Büchern seit der Zeit der Griechen bis heute wohl fortschrittlicher, aber nicht unbedingt besser geworden zu sein.

Und doch, wenn wir die Schriftsteller fragen würden, was sie mit ihren Dichtungen bezwecken wollen, dann werden es wohl die wenigsten sein, die zynisch von ihren Werken sprechen oder sich zum Anarchismus bekennen. Die meisten streben ein Welt- und Menschenbild an, das eher positiv als negativ ist, und sie

würden jedenfalls die Hoffnung aussprechen, dass ihre schriftstellerische Tätigkeit dem Wohl der Menschen gelte. Und mennonitische Schriftsteller - besonders die gläubigen - würden ohnehin positiv von ihren Werken denken und auch glauben, dass sie zum Guten beitragen. Einige würden sogar bekennen, dass sie mit ihrer Dichtergabe Gott preisen und den Menschen dienen möchten.

Dichter sind generell auf der Seite des Menschen, der Humanität und allgemein gegen die zerstörenden Mächte eines Staates, der Maschine, der Tyrannei oder der widermenschlichen Werte wie Pornografie und was wir mit Schundliteratur (trashy or pulp novels) bezeichnen würden. Selbst ein ideologischer Schriftsteller wie Bertolt Brecht schrieb Stücke wie den *Kaukasischen Kreidekreis* und *Mutter Courage und ihre Kinder*, die zu den menschen-bejahendsten Schauspielen in der modernen deutschen Literatur gehören. Als Dramatiker war es Brecht darum zu tun, die Welt für das menschliche Leben besser zu machen. Auch würde ich sagen, dass die meisten großen Dichter der Weltliteratur wie z.B. Charles Dickens in England, Dostojewski in Russland, John Steinbeck in Amerika, um nur einige zu nennen, das Licht der Wahrheit in die dunklen Verhältnisse der Gesellschaft brachten und sie somit zu verbessern halfen.

Abschließend wage ich zu behaupten, dass seriöse Literatur, moralische und ethische, uns menschenfreundliche Werte zu vermitteln sucht. Die Literatur, sei es ein Roman, Drama oder Gedicht, kann sogar zur „moralischen Gerichtsbühne“ werden. Das heißt nicht, dass der Dichter moralisieren muss, um gewisse Werte zu vermitteln oder an das Gewissen zu appellieren. Ein Werk *kann*, und tut es auch oft, das Gewissen ansprechen, so dass der Mensch sich auf sein Leben besinnt, es sei denn, dass er moralisch total verkommen ist.

Schillers Ballade „Die Kraniche des Ibycus“ illustriert, was ich meine. Der beliebte Sänger Ibycus wird von zwei Mördern erschlagen, während eine Schar von Kranichen an der Mordtat vorbeizieht. Auf der Freilichtbühne (wo die Mörder auch zugegen sind), wird ein Schauspiel vorgetragen, in dem die Rachegöttinnen auftreten, das auf die Zuschauer einen großen Eindruck macht. In dem Moment erscheinen Kraniche hoch über der Bühne, und der eine Mörder, vom schlechtem Gewissen getroffen, ruft zum andern: „Sieh da! Sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibycus!“ (Schiller, 73) Die Mörder haben sich selbst vor dem Bühnengericht verraten und die „Bühne“ wird somit zum „Tribunal.“ In Shakespeares *Hamlet* haben wir ein Gleiches. In einem Bühnenspiel entdeckt Hamlet, dass König Claudius der Mörder seines Vaters ist. Auch hier ist die Bühne, das Drama, zum Gericht geworden.

Schlussbemerkungen

Ich hoffe gezeigt zu haben, dass Literatur keine unnütze Kunst ist, sondern den Menschen von großem Nutzen sein kann. Das gilt für „christliche“ und auch für gute „säkulare“ Werke. In euren Jahrbüchern und im *Mennoblatt* lese ich, dass auch ihr Dichter und Erzähler in eurer Mitte habt. Dichter und Erzähler, die die noble Gabe der Dichtung haben, sollten ermutigt werden, diese Gabe zu kultivieren und mit ihr bei öffentlichen Veranstaltungen zu dienen. In unseren Zeitschriften und Jahrbüchern sollten wir besonders die dichterischen Versuche der Jugendlichen, seien es Gedichte oder Erzählungen, fördern. Wir sollten die Dichtertalente in den jungen Männern und Frauen erkennen und sie anspornen, ihre Gaben zu entwickeln.

Was ich euch darüber hinaus von Herzen wünsche, ist, dass eure Dichter, Erzähler und andere Künstler sich nicht von der Gemeinde distanzieren, sondern mit der Gemeinde verbunden bleiben. In Kanada haben wir viele begabte und hoch angesehene Schriftsteller, die sich in der öffentlichen Gesellschaft einen Namen machen. Einige von ihnen haben sich von der Gemeinde abgewandt. Mennonitische Dichter in den USA bleiben noch enger mit den Gemeinden verbunden. Rudy Wiebe sprach vor nicht langer Zeit an der Canadian Mennonite University (CMU) in Winnipeg über diese Sache. Er sehe nicht, sagte Wiebe, warum ein erfolgreicher Schriftsteller nicht seinen Glauben mit seiner Dichtergabe verbinden kann. In einem Rundfunk-Interview bezüglich seiner Romane sprach er klar über seinen Glauben. Die Welt brauche heute besonders die Täufer-Botschaft von Frieden und Liebe. Biblische Werte kommen oft in seinen Romanen zur Sprache. Es besteht kein Grund zu glauben, so Wiebe, dass wir als Dichter, Künstler und Sänger es besser machen oder besser angesehen würden, wenn wir unsern Glauben und unsere Gemeinde verneinen. Er hat recht.

Wenn alle „Wahrheit“ von Gott kommt, auch die säkulare, wie Marlene Enns in eurem letzten *Jahrbuch* (2006) zu Recht behauptet, dann enthält auch die Belletristik „Wahrheit“, die uns von Nutzen sein kann. Doch muss auch zugegeben werden, dass es verschiedene Wahrheiten oder Schattierungen der Wahrheiten gibt - auch hässliche Wahrheiten - und der Leser, Zuschauer oder Hörer von Kunswerken muss die verschiedenen Wahrheiten prüfen und das Gute behalten und sich zu Nutze machen. Als gläubige Schriftsteller und Leser haben wir auf diesem Gebiet eine wichtige Aufgabe.

Zitierte Literatur

Ausbund das ist: Etliche schöne Christliche Lieder... Zwölfte Auflage (Kutztown, PA: Kutztown Publishing Company, 1922).

Enns, Marlene, „Erziehung und Bildung in Schule und Gemeinde aus biblisch-theologischer Sicht,“ *Jahrbuch für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay*, Jahrgang 7, Dezember 2006.

Friesen, P. M., *Die Alt-Evangelische Mennonitische Bruderschaft in Russland (1789-1910)* (Halbstadt, Taurien: Verlagsgesellschaft „Raduga“, 1911).

Friesen, Patrick, *The Shunning* (Winnipeg: Turnstone Press, 1980).

Goethes Werke, *Torquato Tasso*, Hamburger Ausgabe, 1977, Band V.

Harder, Bernhard, *Geistliche Lieder und Gelegenheits-Gedichte*. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Franz sen. (Hamburg, 1888).

Janzen, Jacob H., *Lifting the Veil. Mennonite Life in Russia Before the Revolution*, edited with an introduction by Leonard Friesen, trans. by Walter Klaassen (Kitchener: Pandora Press, 1998).

Klassen, Peter P., *Die schwarzen Reiter. Geschichten zur Geschichte eines Glaubensprinzips* (Uchte: Sonnentau Verlag, 1999).

----, „Die schwarzen Reiter--Geschichten zur Geschichte eines Glaubensprinzips“, Werkstattbericht in *Mennonitische Geschichtsblätter*, 61. Jahrgang 2004.

Loewen, Johann J., *Herzenstöne für schlichte Christenherzen* (Halbstadt, Russland: Verleger Heinrich Hamm, 1899).

Loewen, Harry, ed., *Mennonite Images. Historical, Cultural, and Literary Essays Dealing With Mennonite Issues* (Winnipeg: Hyperion Press, 1980).

Märtyrer-Spiegel der Taufgesinnten, von Thielem. J. v. Braght (Scottdale, Pennsylvania: Mennonitisches Verlagshaus, 1962).

Plato, *The Republic*, trans. with an Introduction by Desmond Lee, second edition (Penguin Classics, 2003).

Reimer, Al, *My Harp is Turned to Mourning* (Winnipeg: Hyperion Press, 1985).

----, *Mennonite Literary Voices. Past and Present* (North Newton, KS: Bethel College, 1993).

Remarque, Erich Maria, *Im Westen nichts Neues* (1929).

Unter dem Nordlicht. Anthologie des deutschen Schrifttums der Mennoniten in

Kanada. Gesammelt und zusammengestellt von Georg K. Epp und Heinrich Wiebe (Winnipeg: The Mennonite German Society of Kanada, 1977).

Wiebe, Rudy, *Peace Shall Destroy Many* (Toronto: McClelland and Stewart, 1962).

Wölk, Heinrich und Wölk, Gerhard, *Die Mennoniten Brüdergemeinde in Rußland 1925-1980* (Winnipeg: The Christian Press, 1981).

Zur Bedeutung der Literatur für die Mennoniten in Paraguay¹

Jakob Warkentin

Einleitung

Das Wort „Literatur“ kann im weiteren und im engeren Sinn gebraucht werden. Im weiten Sinn umfasst „Literatur“ nach Gero von Wilpert den „gesamten Bestand an Schriftverkehr jeder Art einschließlich wissenschaftlicher Arbeiten über alle Gebiete...vom Brief bis zum Wörterbuch und von der juristischen, philosophischen, geschichtlichen oder religiösen Abhandlung bis zur politischen Zeitungsnotiz.“² Dem gegenüber beinhaltet Literatur im engen Sinn die „Belletristik, die nicht zweckgebundene und vom Gegenstand ausgehende Mitteilung von Gedanken, Erkenntnissen, Wissen und Problemen ist, sondern aus sich heraus besteht und eine eigene Gegenständlichkeit hervorruft, durch besonders gemüthafte und ästhetische Gestaltung des Rohstoffes Sprache zum Sprachkunstwerk wird und in der Dichtung ihre höchste Form erreicht.“³ Ich verwende im Folgenden den weit gefassten Literaturbegriff.

Bei den Mennoniten in Paraguay, die erdverbunden und sachorientiert sind, überwiegt die sachbezogene Lektüre, während die Dichtung erstmals als Pflichtlektüre in der Schule auftaucht und sich nach der Schule bei den meisten verabschiedet und möglicherweise nur bei Individualisten weiterhin ein verstecktes Dasein führt. Der Mennonit in Paraguay will Fakten auf dem Tisch ha-

¹ Vortrag auf dem Geschichtssymposium am 2. Juni 2007 in Filadelfia

² Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 5. verbesserte Auflage, Alfred Kröner Verlag Stuttgart 1969, S. 440.

³ Ebd.

ben und klare Anleitungen für Glauben und Leben erhalten. Kunst und Literatur sind für ihn eher etwas, das er mehr bestaunt als auf das eigene Leben bezieht.

Das ist teilweise verständlich, denn in der Ansiedlungszeit ging es ums nackte Überleben, da war wenig Zeit für nicht zweckgebundene Lektüre. Mit der Zunahme des Lebensstandards hat sich diese Situation aber grundlegend verändert. Zeit für schöngeistige Literatur wäre jetzt vorhanden, aber das Interesse scheint sich auf andere Gebiete verlagert zu haben. Das ist Grund genug, sich einmal Rechenschaft darüber abzulegen, welche Bedeutung und Funktion die Literatur im Leben der Mennoniten in Paraguay haben könnte und vielleicht auch haben sollte. Ich werde im Folgenden einige Überlegungen zu diesem Themenkomplex vortragen, die ich nicht alle mit Fußnoten belegen kann, die sich aber auf teilnehmende Beobachtung und langjährige Lehrerfahrung in den Mennonitenkolonien stützen. Die Formulierungen sind gelegentlich provokant zugespitzt und sollen zum Nachdenken bzw. zum Widerspruch auffordern. Auf keinen Fall sind sie herabsetzend oder gar verurteilend gemeint.

1. Bücher sind Fenster zum Himmel und zur Welt

Martin Luther hat sehr früh erkannt, dass Menschen, die sich eine eigene Meinung bilden und eigenverantwortlich entscheiden und leben sollen, auf Lektüre angewiesen sind. Daher legte er Wert darauf, dass jeder Christ lesen lernte, damit er selber das Wort Gottes lesen und verstehen konnte. Luther ging es vor allem um die Lektüre der Bibel. Daher wandte er großen Fleiß daran, die Bibel ins Deutsche zu übersetzen. Küsterschulen sollten den Analphabeten das Lesen beibringen.

Auch die Täufer haben im 16. Jahrhundert großen Wert auf die Bibellektüre gelegt. Bei den vielen Verhören vor der staatlichen Obrigkeit fiel auf, wie gut die Angeklagten in der Bibel bewandert waren. Die Bibel ist seither bei den Täufer-Mennoniten Quelle des Trostes, Wegweiser für Lehre und Leben gewesen, und sie ist es auch heute noch. Besonders in Zeiten der Verfolgung und Unterdrückung war die Bibel ein wertvoller Schatz. Umso schmerzlicher mussten es diejenigen empfinden, denen die Bibel weggenommen wurde, besonders während der Stalinzeit in der Sowjetunion. Fortan behelfen sich einige damit, dass sie die Sprüche, die sie auswendig konnten, aufschrieben und für andere abschrieben. Den Worten der Bibel glaubte man, Einzelaussagen wurden nicht in Frage gestellt und Verheißungen und Strafandrohungen unreflektiert auf die eigene Si-

tuation bezogen.

Diese Einstellung wurde später oft auf Bücher übertragen, die christliche Themen zum Inhalte hatten. Bücher mit christlichem Inhalt und aus christlichen Verlagen werden von den Mennoniten in Paraguay bis in die Gegenwart hinein oftmals ungeprüft gekauft, verschenkt und auch gelesen. Dabei scheint wichtig zu sein, dass die Lektüre den Leser bestätigt, dass das Leben eines Christen nicht nur gottgefällig, sondern auch erfolgreich ist. Die in den Büchern behandelten Personen sollen letztlich Vorbildcharakter haben, sie sollen eine direkte Identifikation ermöglichen.

Es sei unbestritten, dass Bücher dem Menschen helfen können, den Weg zu Gott zu finden und den Weg mit Gott in dieser Welt zu gehen. Das zeigte sich besonders in der Ansiedlungszeit der Neuländer, als viele Frauen allein mit ihren Kindern einen Neuanfang im paraguayischen Chaco machen mussten. Wäre das Vertrauen auf Gott und die tröstenden Worte der Bibel nicht gewesen, dann hätten manche Personen das Leben nicht meistern können. Auch die Bürger der Kolonie Menno und der Kolonie Fernheim haben in der Anfangszeit den Zuspruch aus der Bibel zu schätzen gewusst. Er gab ihnen Halt und Perspektive in den Zeiten, als die Typhusepidemie Freunde und Verwandte unbarmherzig in den Tod riss. Aber die Bedürfnisse der Mennoniten in Paraguay haben sich im Laufe der Zeit gewandelt. Der wirtschaftliche Fortschritt, die Entwicklung des Schul- und Sozialwesens haben es mit sich gebracht, dass von den Bürgern der Mennonitenkolonien differenziertere Urteile als am Anfang erwartet werden. Um dieser Herausforderung gerecht zu werden, ist es erforderlich, dass man die Bibel und die Bücher kritischer liest und beurteilt. Dazu bedarf es aber der Anleitung. Hierbei könnten Lesezirkel und literarisch ausgerichtete Interessengruppen wertvolle Dienst leisten.

Menschen, die lange Zeit in geographischer und vielleicht auch in sozialer und politischer Isolation gelebt haben, haben zur näheren und weiteren Gesellschaft im Umfeld der Kolonien vor allem durch Lektüre Zugang zu anderen Denk- und Lebensformen. Bücher waren hier, besonders in den ersten 25 Jahren, die Fenster zur Welt. Diese Fenster sollten aber offensichtlich nicht zu weit geöffnet werden, denn die Welt wurde als verführerisch und gefährlich beurteilt.

Die Bücher, die es anfänglich im Chaco gab, stammten größtenteils nicht aus Paraguay oder Südamerika. Sie waren Spenden, die aus Deutschland oder aus Kanada gekommen waren. Sie hielten die Erinnerungen an Russland und an Deutschland wach. Sie vermittelten eine mehr oder weniger idealisierte Welt

und bedienten sich der Schwarz-Weiß-Malerei. Für die direkte Lebensbewältigung im Chaco hatten sie wenig zu bieten und zur Erkundung der neuen Umwelt unter dem Kreuz des Südens trugen sie kaum etwas bei. Der innere Blick schweifte beim Lesen in die Ferne oder in die Vergangenheit. Das verschaffte einerseits Momente der Ruhe und der Entspannung, verleitete den Leser andererseits aber auch zu Fluchtgedanken.

Dieses Lesematerial war ausschließlich in deutscher Sprache abgefasst. Das war verständlich, denn die spanische Sprache beherrschte weder die ältere noch die jüngere Generation. So blieb den meisten Bürgern der Mennonitenkolonien im Chaco die lateinparaguayische Welt verschlossen. Die persönlichen Kontakte im Alltagsleben der Mennoniten im Chaco beschränkten sich nach außen größtenteils auf die Begegnung mit Indianern. Anders war die Situation in Ostparaguay in den Kolonien Volendam und Friesland, wo die sie umgebende Bevölkerung aus Lateinparaguayern bestand, die aber größtenteils Guaraní sprach. Nur in Asunción hatten die Mennoniten Gelegenheit, mit verschiedenen Schichten der paraguayischen Bevölkerung in Kontakt zu treten. Aber auch hier gab es wenige, die außer ihren Studienmaterialien und den Geschäftspapieren Bücher in spanischer Sprache lasen.

Auch heute dürfte es nur wenige deutschsprachige Mennoniten in Paraguay geben, die spanischsprachige Belletristik lesen. Bekannter sind spanischsprachige Bücher in Geschichte, Anthropologie und Soziologie. Hinzu kommt zahlreiche Fachliteratur, die noch den Vorteil hat, dass sie wesentlich billiger ist als diejenige, die aus Deutschland kommt.

2. Bücher als Quelle des Wissens und der Erkenntnis

Fachliteratur ist heute nicht nur bei den Studenten und Lehrern gefragt, sondern alle, die ein Handwerk treiben oder sich in der Landwirtschaft und Viehzucht auf dem neuesten Stand halten wollen, sind auf Lektüre angewiesen. In Büchern und vor allem in Zeitschriften wird jeweils über die neuesten Errungenschaften berichtet. Und wer konkurrenzfähig bleiben will, tut gut daran, seinen Wissensstand ständig zu aktualisieren.

Wünschenswert wäre, wenn sich mehr und mehr mennonitische Leser auch mit der paraguayischen Literatur, sei es Geschichte, Politik, Anthropologie oder auch Belletristik befassen würden. Die Kenntnis der paraguayischen Kultur und Wissenschaft könnte zu einem besseren Verständnis der Landesbevölkerung

beitragen. Das würde auch eine interkulturelle Kommunikation ermöglichen, die für das Überleben in Paraguay auf die Dauer lebensnotwendig sein wird. Der paraguayische Dichter Roa Bastos ist als Einstieg in die paraguayische Literatur zu empfehlen. Da er sich in seinen Werken besonders der unterdrückten und leidenden Bevölkerung annimmt, bieten die von ihm beschriebenen Personen und Menschenschicksale gute Identifikationsmöglichkeiten.

Wissen zu akkumulieren, ohne es kritisch zu verarbeiten, ist wenig hilfreich. Ja, das unverdaute Wissen kann sogar ein Hindernis für die Anbahnung von Erkenntnis sein. Wissen kann andererseits eine gute Voraussetzung für die Erkenntnis sein. Erkenntnis kann man nicht mit Gewalt herbeizwingen, wohl aber kann man Erkenntnis ermöglichen durch die Schaffung günstiger Voraussetzungen. Erkenntnis ist möglich in einem entspannten Klima, in einer angstfreien Umgebung. Denn Erkenntnis beginnt mit der Infragestellung der eigenen Überzeugungen und Meinungen sowie mit der Kritik an Denk- und Verhaltensweisen der anderen. Wer in einem Klima der Angst und der rigiden Moral lebt, hat es schwer, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Nicht unbegrenzte Freiheit, wohl aber verantwortungsbewusste Freiheit ist ein guter Nährboden für neue Erkenntnisse.

Bücher können einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis leisten. Sie tragen dazu bei, das egozentrische und ethnozentrische Denken aufzubrechen und vermitteln neue Denk- und Handlungsformen an Hand von geschilderten Personen, die in einer ganz anderen Umwelt leben. Sofern diese vermittelten Menschenbilder als Anregung, nicht aber als unkritisch übernommene Vorbilder dienen, ist die Beschäftigung mit ihnen für die eigene Standortbestimmung durchaus hilfreich.

Weil es in den Mennonitenkolonien nur mennonitisch geführte Buchläden und Leihbüchereien gibt, ist die angebotene Buchauswahl beschränkt. Da es sich bei den Angestellten in den Buchläden in der Regel um angelehrte Kräfte, nicht aber um professionelle Buchhändler bzw. Bibliothekare handelt, sind sie bei der Buchauswahl hauptsächlich auf die Angebote christlicher Verlage angewiesen. Denn diese bieten ihrer Meinung nach die größte Gewähr dafür, dass nicht Bücher angeboten werden, die entweder von den Vertretern der Gemeinde oder auch von Lesern in Frage gestellt werden. Nun wissen wir aber, dass bei den so genannten christlichen Büchern ein großer Qualitätsunterschied besteht. Sehr oft wird ein biblischer Inhalt in einem sehr dürrtigen Gewand angeboten. Auf diese Weise wird die biblische Botschaft immer wieder als Billigware angeboten, die nach dem Prinzip Wenn-Dann gestrickt worden ist. Es ist klar, dass von einer

solchen Literatur kein großer Erkenntniszuwachs erwartet werden kann. Es soll aber auch nicht verschwiegen werden, dass diese mennonitischen Buchläden auch solide theologische Bücher und empfehlenswerte Bücher verschiedenster Art anbieten, die einem mennonitischen Leser sehr wohl gute Dienste leisten können.

Das Buch ist neben der Schule ein wichtiges Bildungsmittel im Raum der Gesellschaft. Darauf hat der große Pädagoge Friedrich Paulsen bereits am Beginn des 20. Jahrhunderts hingewiesen, als er in seiner Geschichte des deutschen Bildungswesens 1906 schrieb: „Noch ist aber ein wichtiges Moment zu erwähnen: in eben diesem Zeitalter, besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, gewann neben der Schule und Kirche ein anderes Bildungsmittel gewaltige Bedeutung: *die Lektüre*. Das deutsche Volk, die Masse der bürgerlichen Bevölkerung hat erst in dieser Zeit zu lesen begonnen, zu lesen um der Bildung willen. Bisher hatte man in Bürger- und Bauernhäusern religiöse Bücher, Bibel und Gesangbuch und Predigtsammlungen um der Erbauung willen gelesen, jetzt begann man Schriften weltlichen Inhalts um der Aufklärung des Verstandes, der Erweiterung der Weltkenntnis und der Berichtigung des Urteils willen zu lesen.“¹ Lesen um der Bildung willen, das wäre eine zeitgemäße Zielsetzung für Schule und Gesellschaft, auch und gerade in Paraguay.

3. Bücher als Lebenshilfe

Die Mennoniten in Paraguay sind praktisch denkende Menschen. Beim Kauf einer Ware wird daher in erster Linie nach deren Nutzwert gefragt. Das ist bei Büchern nicht viel anders. Daher werden gern Bücher gekauft und verschenkt, die einen klaren Bezug zum alltäglichen Leben haben. Kein Wunder, dass Jugendlichen gerne eine Bibel oder ein Wörterbuch geschenkt wird. Bücher, die allgemeine Lebensfragen behandeln, sollen vor allem Vorbildcharakter oder Anleitungsfunktion haben. Sie sollen einerseits in die vertraute Glaubenswelt einführen, andererseits vor der bösen Welt warnen. Dabei steht die Gewinnung eines eigenen kritischen Urteils oder die Infragestellung des eigenen Standpunktes im Hintergrund.

In der Schule werden die Schüler an Hand des literarischen Pflichtkanons durch-

¹ Friedrich Paulsen: Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1966, S. 90. f.

aus mit Fragen der menschlichen Existenz konfrontiert, die eine differenzierte Sichtweise und ein kritisches Urteilen ermöglichen. Diese Denkhaltung wird aber von vielen Schülern auf den Bereich der Schule beschränkt und nicht notwendigerweise auch auf das außerschulische Leben übertragen. Erleichtert wird eine solche Einstellung noch dadurch, dass die literarischen Texte ohnehin aus einer Welt stammen, die den Schülern nicht aus eigener Erfahrung vertraut ist. Hinzu kommt, dass in der mennonitischen Gesellschaft sehr oft ein Deutschlandbild vermittelt wird, das negativ gekennzeichnet ist. In der theologischen Schwarz-Weiß-Malerei wird Deutschland in düsteren Farben gemalt, wobei pauschalierend betont wird, dass die Bundesbürger größtenteils gottlos sind, zügellos leben und dem Konsum verfallen sind. Dabei wird, bewusst oder unbewusst, unterschlagen, dass in der Bundesrepublik genau so wie überall in der Welt eine Minderheit bestrebt ist, ihr Leben nach den Lehren Jesu zu führen und viele ein ethisches Bewusstsein entwickelt haben, das sie zur Bekämpfung von Elend und Hunger sowie zum Einsatz für Recht und Gerechtigkeit in der Welt motiviert, und sie damit einen Beitrag zur Realisierung der Menschenwürde in einem demokratischen Staat leisten.

Gerade in weitgehend isoliert lebenden Gesellschaften ist es notwendig, dass man sich durch Lektüre mit der sich ständig wandelnden Welt vertraut macht. Denn im Zuge der Globalisierung ist eine geographische oder geistige Isolierung heutzutage nicht mehr aufrecht zu halten. Wir alle leben heute in einer Welt, in der mehr angeboten wird, als der Mensch brauchen kann. Es ist daher unabdingbar, dass der Mensch lernt, sich eine begründete und nicht nur eine übernommene Meinung zu bilden, sich Maßstäbe anzueignen, die ihm helfen, sich in einer Welt der Widersprüche und der Konflikte zurecht zu finden.

Um dahin zu gelangen, ist es erforderlich, dass man zu einem neuen Verständnis von Intention und Funktion der Literatur gelangt. Autoren, die echte Lebenshilfe bieten, sind solche, die eigene oder fremde Konfliktsituationen aus verschiedenen Perspektiven darstellen, um sich selber Klarheit zu verschaffen. Sie stellen nicht nur vorzeigbare Personen dar, sondern schildern, wie ein Mensch in dieser Welt suchend, irrend und sich schließlich zurechtfindend durch diese Welt geht. Auf diese Weise kann der Leser selber entscheiden, welche Aktionen und Reaktionen der Protagonisten für sein eigenes Leben hilfreich sein können. Sachbücher genauso wie Belletristik können zur Erweiterung der Kenntnis und zur Vertiefung der Erkenntnis beitragen und damit zu einem differenzierten Urteil und einer toleranten Denkhaltung beitragen. Schnell geschriebene pädagogische

und/oder so genannte christliche Rezeptbücher haben die gute Absicht, durch einfache und klare Hinweise und Vorbilder die Leser zu guten Taten zu animieren, verfehlen ihr Ziel aber größtenteils dadurch, dass sie auf diese Weise bestenfalls unkritische Nachahmer aber nicht kritische und ethisch verantwortungsbewusste Menschen heranbilden.

4. Buchlektüre als Zeitvertreib und Fluchtmöglichkeit

Geht man auf Reisen und hat längere Wartezeiten im Reiseplan, dann stecken viele Reisende ein paar Bücher ins Handgepäck, um die Wartezeiten zu verkürzen. Diese Bücher sollen nicht belehren und nicht das Wissen erweitern, sondern unterhalten und vor allem spannend sein. Nicht selten findet dabei ein Krimi seinen Weg in die Handtasche. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn man gelernt hat, Kriminalromane zu lesen. Kriminalromane sind so konstruiert, dass sie den Leser bei der Stange halten. Unter den Kriminalromanen gibt es erhebliche Unterschiede. Während die amerikanischen Romane oft durch brutale Gewaltszenen gekennzeichnet sind, bewirken die englischen Romane die Spannung dadurch, dass man dem Detektiv, der den Mordfall aufklären soll, auf der Spur bleibt.

Lesen zum Zeitvertreib war bei den Mennoniten in Russland und auch in der Anfangszeit hier im Chaco weitgehend verpönt. Arbeit war eine Tugend, Muße hingegen Zeitverschwendung. Besonders das Lesen von Romanen wurde kritisiert. Aus einer Biographie konnte man wenigstens etwas lernen, denn der dargestellte Mensch hatte tatsächlich gelebt, während die Charaktere im Roman ja ausgedachte Personen waren. Was der Dichter sich da in seiner Phantasie zusammengereimt hatte, glich daher nach der Vorstellung konservativer Mennoniten eher der Lüge als der Wahrheit.

Dabei unterlief den Kritikern der Romanleser ein fundamentaler Fehler, indem sie Wirklichkeit gleich Wahrheit setzten. Was nicht wirklich geschehen war, konnte auch nicht wahr sein. Ein Dichter ist aber gerade der Wahrheit mehr verpflichtet als der Abbildung von Wirklichkeit. Er beschränkt sich in seiner Darstellung nicht auf die Erlebnisse eines Einzelmenschen, sondern verknüpft verschiedene Schicksale und verdichtet sie zu einer Gestalt, die so nicht existiert hat, die aber Auskunft über das wirkliche Leben gibt. An dieser mangelnden Unterscheidung zeigt sich, dass das Sprachverständnis und der Sprachgebrauch der ländlichen Bevölkerung stark eingeschränkt ist, da sie zu sehr an der Wirk-

lichkeit ausgerichtet ist.

Die Reichhaltigkeit der Sprache ermöglicht uns aber, zu Erkenntnissen zu gelangen, die unsere Wirklichkeit übersteigt. Denken wir nur daran, welchen Wert Sinnsprüche und Redewendungen in unserem Leben haben. Die Bildersprache verhilft uns dazu, Wahrheit schnell und leicht zu erkennen. Denken wir nur an Redewendungen wie z. B. „Lügen haben kurze Beine“ oder „Das Wasser steht mir bis zum Hals“ oder „Mir rollte ein Stein vom Herzen“ usw. Die letzte Redewendung würde man sogar im paraguayischen Chaco verstehen, obwohl es hier keine Steine gibt. Jesus sprach oft in Gleichnissen und ermöglichte seinen Zuhörern die Selbsterkenntnis. Bildhafte Sprache hat oft eine größere Wirkung als moralisierende Appelle. Appelle und Ratschläge bewirken oft, dass der Angesprochene eine Verteidigungsposition einnimmt.

Aussagen, die nur im übertragenen Sinn zu verstehen sind, können durch Geschichten und Gedichte verdeutlicht werden. Hier ein Beispiel von Martin Buber, dem jüdischen Philosophen: „Rabbi Baruchs Enkel, der Knabe Jechiel, spielte einst mit einem anderen Knaben Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, dass ihn sein Gefährte suche. Als er lange gewartet hatte, kam er aus dem Versteck; aber der andere war nirgends zu sehen. Nun merkte Jechiel, dass jener ihn von Anfang an nicht gesucht hatte. Darüber musste er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den bösen Spielgenossen. Da flossen Rabbi Baruch die Augen über, und er sagte: So spricht Gott auch: ‚Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen.‘“¹

5. Lesegewohnheiten und Bücherkauf der Mennoniten im Chaco

Leider liegen keine vollständigen Daten über die Lesegewohnheiten und Bücherkäufe der Mennoniten in Paraguay vor. Eine Befragung, die ich bei den drei Buchhandlungen in Fernheim, Menno und Neuland vorgenommen habe, gibt erste Hinweise, lässt aber noch keine zuverlässigen Schlüsse zu, da in den Buchhandlungen keine ausreichenden Statistiken geführt werden.² Erfreulich ist, dass Kinder- und Jugendbücher gerne ausgeliehen und auch gekauft werden.

¹ Zit. nach Orientierung Religion, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main/Berlin/München 1975, S. 37.

² Ich danke den Leitern der Buchhandlungen, Liliane Bergen in Filadelfia, Marilinde Dueck in Loma Plata und Tina Friesen in Neuland für ihre bereitwilligen Auskünfte.

Sachbücher stehen bei der Ausleihe nicht hoch im Kurs, werden aber beispielsweise in Fernheim gerne gekauft. Romane und Erzählungen werden gerne ausgeliehen, aber weniger gekauft. Besinnliche und so genannte christliche Bücher werden häufig gekauft, vermutlich weil sie auch gerne verschenkt werden. Ich denke, es wäre ratsam, wenn man die Statistiken in den Buchläden in Zukunft genauer führen würde, um so einerseits ein objektiveres Urteil über den Bedarf der Leser zu haben und andererseits gezielt Bücher einkaufen zu können.

6. Bücher und andere Medien

Wie überall in der Welt, sind inzwischen auch bei den Mennoniten in Paraguay neben den Büchern andere Medien in den Vordergrund gerückt worden. Ich denke da an Radio, Fernsehen, Videos usw. Können die Buchläden von der eigenen Gesellschaft in den Kolonien noch weitgehend kontrolliert werden, so sind die genannten Medien jedem Zuhörer/Zuschauer unkontrolliert zugänglich, sofern er die technische Ausstattung dafür hat. Natürlich versucht man auch hier ein Gegengewicht zu schaffen, indem man eigene Radioprogramme und Fernsehsendungen ausstrahlt, doch mit dem vielfältigen Angebot, das über die verschiedenen Kanäle ins Wohnzimmer gerät, ist schwer zu konkurrieren.

Hinter den Sendungen, die bei den Mennoniten ins Wohnzimmer gelangen, stehen oft kommerzielle, politische oder ideologische Interessen. Diesen ist der Zuhörer oder Zuschauer hilflos ausgeliefert, wenn er sich nicht Kontrollmechanismen angeeignet hat, die ihm eine gezielte und bewusste Auswahl von Programmen ermöglichen. So notwendig es ist, dass die Mennoniten in Paraguay mit der Meinungsvielfalt in unserer gegenwärtigen Welt in Kontakt kommen, so gefährlich ist es andererseits, wenn sie diesen Medien ungeschützt ausgeliefert ist. Hierbei rächt sich eine Erziehung, die darauf bedacht war, den heranwachsenden Menschen in einem geschützten Raum aufwachsen zu lassen, statt ihn auf eine konfliktorientierte und auf Konkurrenz bedachte Gesellschaft vorzubereiten.

Bücher haben den Vorteil, dass man das Lesetempo selber bestimmen kann und nicht von einem Programmgestalter von einem Sinneseindruck zum anderen getetzt wird. Beim Lesen kann man sich auf den Autor einlassen, ein inneres Gespräch mit ihm führen, ihm dabei zustimmen oder widersprechen. Man kann beim Lesen innehalten, zurückblättern und wichtige Stellen zweimal lesen. Liest man mit einem Bleistift, so kann man wichtige Stellen markieren, um sie bei anderen Gelegenheiten schneller auffindig zu machen. Es ist ein Unterschied, ob

man ein Buch besitzt oder es nur ausgeliehen hat. Beim eigenen Buch kann man Anmerkungen machen und immer wieder nachschlagen. Eine eigene Bibliothek, ob groß oder klein, ist eine ständige Anregung zur Lektüre. Sie ist ein Impuls- und Ideengeber bei auftauchenden Fragen und in Zeiten geistiger Dürre. Die Eindrücke, die man bei einer Lektüre gewonnen hat, bleiben länger haften als die vielen Fernsehbilder, die im Sekundentakt unsere Phantasie beschäftigen.

Mancher Zuhörer mag nun den Eindruck gewinnen, dass ich ein Gegner von Fernsehen und Videos bin. Das ist keineswegs der Fall. Es gibt Situationen, in denen eine Fernsehsendung oder ein Video dem Buch weit überlegen ist. Man denke nur an Berichte über Menschen in anderen Ländern, über politische Tagesereignisse, technisch komplizierte Sachverhalte usw. Auch Schauspiele und Konzerte können durch die audiovisuellen Medien gut vermittelt werden. Aber ein Buch ist besser geeignet, das Innenleben eines Menschen zu erforschen und die Vorstellungskraft beim Leser zu beflügeln.

7. Schlussbemerkungen

Ich komme zum Schluss meiner Überlegungen und Hinweise. Fragen wir abschließend noch einmal nach der Bedeutung der Literatur für die Mennoniten in Paraguay, verbunden mit einigen Empfehlungen.

1. Die Mennoniten in Paraguay können auf Grund ihres Schulsystems und ihrer positiven Einstellung zur Schule alle lesen. Das ist in der heutigen Welt keineswegs selbstverständlich, wenn man an die vielen Analphabeten in der Welt denkt.
2. Das geistliche Leben, verbunden mit den zahlreichen religiösen Veranstaltungen, angefangen von der Sonntagsschule bis hin zu den Hauskreisen verschiedener Altersstufen konfrontiert jung und alt mit verschiedenen Texten.
3. Die Mechanisierung der Landwirtschaft und die Zunahme der Technik in vielen Lebensbereichen zwingt die Koloniebürger zur Lektüre von Sachtexten.
4. Das Informationsbedürfnis im politischen Bereich regt die Mennoniten an, Zeitungen und Zeitschriften zu lesen.
5. Mehr Zeit und mehr Geld ermöglichen es den Mennoniten, Bücher ihres Interesses zu kaufen.

6. Dennoch bleibt die literarische Bildung der Mennoniten in Paraguay gegenüber dem Wirtschaftswachstum weit zurück.
7. Um diesen Zustand ausgeglichener zu gestalten, könnten meines Erachtens folgende Empfehlungen hilfreich sein.
 - 7.1 Das Bücherangebot in den Buchläden sollte erweitert werden.
 - 7.2 Der Belletristik sollte eine größere Bedeutung beigemessen werden.
 - 7.3 Literaturzirkel in Schule und Kolonie sollten die Lektüre fördern.
 - 7.4 Literatur sollte als Lebenshilfe im weiten Sinne und nicht als Gefahrenquelle gesehen werden.
 - 7.5 Die Denkmuster Wahrheit und Wirklichkeit sollten kritisch überprüft werden.
 - 7.6 Maßstäbe für die Literatúrauswahl sollten vermittelt werden.
 - 7.7 Ziel der Literaturveranstaltungen sollte der selbständig denkende und urteilende Mensch sein, der in der Verantwortung vor Gott und den Menschen sein Leben gemäß seiner eigenen Überzeugung gestaltet.

Kultureller Teil

Friedas Tod

Peter P. Klassen

Damals gab es sie noch, die Eisenbahnlinie, die von Blumenau nach Hansa-Hammonia führte. Sie war von der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, die ihren Sitz in Hamburg hatte, gebaut worden, tief hinein in den Urwald von Santa Catarina in Südbrasilien. Diese Gesellschaft brachte deutsche Einwanderer nach Brasilien und förderte ihre Ansiedlung auf einem Landkomplex, den sie von der brasilianischen Regierung in Konzession übernommen hatte. Durch die Eisenbahn sollte die Besiedlung beschleunigt werden.

Auf diese Weise waren in den Tälern der Serra do Mar eine Reihe von Siedlungen entstanden. Im Tal des Flüsschens Dona Emma zum Beispiel saßen seit 1922 deutschstämmige Flüchtlinge aus dem Kaukasusgebiet und am Alto Rio Krauel seit 1930 Mennoniten, ebenfalls Flüchtlinge aus der Sowjetunion. Allen Einwanderern war diese Bahnstrecke, die dem Lauf des Itajahy stromaufwärts ins Gebirge folgte, sehr zustatten gekommen. Von Hammonia aus waren sie dann zu Fuß, zu Pferd oder mit Wagen in die Urwaldtäler, die ihnen zur Kolonisation zugeteilt worden waren, vorgedrungen. Diese Eisenbahn ist längst einer Asphaltstraße gewichen, aber damals, es war im Sommer des Jahres 1935, gab es sie noch.

Lena Quiring aus Waldheim im Kraueltal saß in einem Abteil des Zuges, der von Blumenau in Richtung Hammonia fuhr. Sonst hatte das rhythmische Klopfen der Räder sie immer beglückend an die lange Eisenbahnfahrt von Moskau nach Deutschland erinnert. Sie und ihre zwei Jahre ältere Schwester Frieda hatten damals ein Lied zum klopfenden Takt gesungen, in großer Freude über die Ausreise, die die Sowjetregierung den deutschen Bauern, die sich fluchtartig in Moskau angesammelt hatten, im November 1929 endlich nach langen Verhandlungen mit der deutschen Regierung gewährte. Für die Flüchtlinge war das die Rettung vor dem Kommunismus gewesen.

Seit jener Zeit und nun auch hier in Brasilien hatten Fahrten mit der Bahn für Lena immer etwas Interessantes und Beglückendes gehabt. Eine Fahrt nach Blumenau oder zurück nach Hammonia barg jedes Mal die freudige Erwartung auf das Ziel in sich, einmal auf die Stadt, dann auf die Heimkehr. Die schnell wechselnden Bilder der steilen Gebirgshänge an der einen Seite, von denen Bäche herunterstürzten, oder auch des Flusses an der andern, der die mit Strauch bewachsenen Felsen in seinem Bett schäumend umspülte, hatten sie jedes Mal gefesselt.

Auf dieser Fahrt nun nahm sie das Klopfen der Räder nicht wahr. Sie saß bedrückt und zusammengesunken auf der harten Holzbank und starrte zum Fenster hinaus, ohne auf die vorüberfliegende Landschaft zu achten. Ihr Blick war von den vielen Tränen wie verschleiert.

Sie hatte kaum gemerkt, dass ihr gegenüber ein älterer Mann saß, die Aktentasche auf seinen Knien, mit einer aufgeschlagenen Bibel und einem Block Papier darauf. Er hatte zu schreiben aufgehört, und Lena Quiring merkte nicht, dass er sie aufmerksam beobachtete. Sie beide waren allein im Abteil.

Der Mann räusperte sich. „Ich bin Arnold Maier, Prediger in Neuhoftung im Dona Emma-Tal“, sagte er freundlich. „Sie haben schwere Sorgen, junge Frau, das sehe ich Ihnen an.“

Lena Quiring schreckte zusammen, als ob jemand an einem bis an den Rand gefüllten Gefäß gerüttelt hätte. Tränen schossen wieder in ihre Augen, und dann schüttelte sie ein Weinkampf. Sie sackte noch mehr in sich zusammen und hielt ihr Taschentuch vor dem Gesicht.

Der Prediger ließ ihr Zeit. Er wusste, dass er die richtige Frage gestellt hatte, und er war bereit, hier seelsorgerliche Hilfe zu leisten. Er schloss seine Bibel und legte die Aktentasche neben sich auf die Bank.

„Sie haben in Blumenau etwas Schlimmes erfahren, nicht wahr?“, sagte er, als Lena Quiring tief seufzend aufschaute.

„Frieda ist tot, meine Schwester“, sagte sie kaum hörbar. „Sie ist gestern früh im Krankenhaus gestorben, und ich musste sie in Blumenau allein beerdigen, weil man die Toten hier doch gleich begraben muss. Niemand von unsern Verwandten weiß etwas davon. Es ging alles so schnell, und ich konnte doch keine Nachricht nach Witmarsum schicken, weil es keine Gelegenheit gab.“ Dann erstickte ihre Stimme. „Es war alles so schrecklich,“ schluchzte sie.

„Aus der Mennonitenkolonie Witmarsum sind Sie“, sagte der Prediger nur und

schaute dann ruhig auf die junge Frau. Weinen war die beste Medizin in solchem Leid, das wusste er aus seiner reichen seelsorgerlichen Erfahrung. Er hatte es gelernt zu warten und zuzuhören.

Schließlich richtete Lena Quiring sich auf und schaute den Prediger hilfesuchend an. „Dass der Teufel die Menschen so fürchterlich quälen muss!“, brach es aus ihr heraus wie ein Protest. Jetzt war ihre Stimme fest und klar. „Meine gute Schwester hatte einen so qualvollen Tod, dass nur der Teufel und die Hölle die Ursache dafür sein können.“

Ihre Auflehnung ließ sie für einen Moment den Schmerz vergessen. Sie blickte in das verständnisvolle Gesicht des Predigers, und ihre Stimme wurde noch fester. „Nur der Teufel und die Hölle können so schrecklich sein!“

„O ja“, sagte Arnold Maier freundlich und nachdenklich, und er nickte ihr zu. „O ja, liebe Frau, das gibt es. Es sind mehr Mächte zwischen Himmel und Erde am Werk, als wir Menschen gemeinhin glauben. Doch wir wissen noch mehr, und das ist unser Trost. Die stärkste Kraft im Himmel und auf der Erde, stärker als alle guten und bösen Geister, als der Teufel und die Hölle, das ist Jesus, der Herr. Sie können mir alles erzählen, was Sie erlebt haben, junge Frau. Vielleicht kann ich Ihnen mit der Kraft des Herrn helfen.“

Lena Quiring lehnte sich auf ihrer Bank zurück. Ihre Hände sanken in den Schoß, und es war, als ob sich jetzt alle Spannung und der Krampf lösten. Diese Begegnung, diese dargebotene Hilfe, das war kein Zufall. Hier war jemand, der ihr die Hand in den tiefen Abgrund reichte, in den sie gestern gestürzt war, in den Abgrund der Hölle, wie sie meinte.

„Meine Schwester wurde plötzlich sehr krank“, begann sie mit nun ganz ruhiger Stimme, „und wir haben auf unserer Siedlung doch noch kein richtiges Krankenhaus und keinen Arzt. Wenn es schlimm wird, dann müssen wir nach Hammonia fahren, und wenn es noch schlimmer wird, dann sogar nach Blumenau. So war es, als das Fieber bei meiner Schwester nicht mehr fallen wollte. Sie war noch unverheiratet, und mein Mann und ich brachten sie mit dem Pferdewagen nach Hammonia. Als der Arzt dort nicht helfen konnte, brachte ich sie allein nach Blumenau. Mein Mann musste doch zurück zu unserem Hof und zu den Kindern. Der Aipim muss geerntet und abgeliefert werden, und die Kinder können nicht so lange bei den Großeltern bleiben.“

Lena Quiring schwieg eine Weile und schaute zum Fenster hinaus, als ob sie die mühsame Fahrt auf der Eisenbahn mit der todkranken Schwester in Gedanken

noch einmal machte.

„Kennen Sie sich denn in Blumenau aus?“, fragte der Prediger teilnahmsvoll.

„Nicht so gut“, antwortete Lena Quiring. „Doch unsere Siedlungsleitung hat einen Vertrag mit einem Krankenhaus und mit einem Arzt dort, und sie hatte mir eine Empfehlung mitgegeben. Ich nahm ein Taxi, das uns schnell zum Krankenhaus brachte. Wir fanden dort sofort gute Aufnahme.“

„Sie müssen dann doch etwas sehr Trauriges erlebt haben.“ Prediger Maier drängte nun doch auf den Tatbestand hin. Bis Hammonia war es nicht mehr weit, und er wollte dieser Frau doch gerne helfen.

„Ach, ich kann es kaum beschreiben“, sagte Lena Quiring, und sie begann wieder zu zittern. Doch die Zuneigung des Predigers hatte ihr Vertrauen geweckt, und sie fand nun Worte für das, was sie so ganz aus der Bahn geworfen hatte. Sie berichtete zuerst stockend, immer noch von Schluchzen unterbrochen:

„Friedas Zustand verschlimmerte sich im Krankenhaus schnell. Es schien, als ob keines der Mittel, die der Arzt verordnete, eine Wirkung tat. Ich sah, dass der Doktor immer wieder den Kopf schüttelte. Er sprach von schwerster Lungenentzündung. Ich blieb die ganze Zeit in ihrem Zimmer und an ihrem Bett. Gestern nun, es war am frühen Morgen und ich war gerade vor Müdigkeit kurz eingeschlafen, wurde ich von einem furchtbaren Fauchen geweckt. Ich lief zu Friedas Bett und sah, dass meine Schwester im Gesicht ganz blau war. Sie starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an, aber sie sah mich nicht. Das Fauchen wurde immer schlimmer, wie das eines wilden Tieres, und Frieda fing an, um sich zu schlagen. Schaum stand vor ihrem Mund. Sie riss das Wasserglas vom Nachttischchen. Es fiel auf den Boden und zerbrach. Dann riss sie sich die Decke vom Leib und schlug mit den Beinen gegen die Bettkante. Doch am schlimmsten war ihr Blick. Als ob ein böser Geist mich anstarrte. Sie griff nach mir mit beiden Händen, und ihre Finger waren wie scharfe Krallen. . .“

Lena Quiring fing jetzt wieder an zu weinen und bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch. Sie schüttelte nur noch den Kopf, und als sie wieder sprechen wollte, versagte ihre Stimme.

„Bleiben Sie ganz ruhig“, sagte der Prediger teilnahmsvoll. „Was Sie erlebt haben, ist mir nicht unbekannt. Ich weiß jetzt, dass ich Ihnen helfen kann.“

Lena Quiring nahm ihr feuchtes Taschentuch vom Gesicht. „Es war nicht mehr meine Schwester“, fuhr sie nach einer Weile fort und schüttelte immer wieder den Kopf. „Es war . . . ich kann es gar nicht sagen. Ich flüchtete in eine Ecke des

Zimmers, kniete mich dort hin und betete. Ich schrie zu Gott, ich schrie nur noch um Hilfe, und ich weiß nicht einmal mehr für wen, ob für Frieda oder nur noch für mich.“

Ihre Stimme erstickte. Es blieb nun eine Weile still im Wagenabteil, so dass nur das Schluchzen und das eintönige Klopfen der Räder zu hören war. Der Prediger stellte keine Fragen mehr. Er nickte nur verständnisvoll; denn er hatte erfahren, was er vermutete. Seine seelsorgerliche Praxis war reich an Erfahrung mit der Geisterwelt, und ein Fall wie dieser erregte sein ganzes Interesse.

Lena Quiring atmete tief durch und blickte auf. „Ich weiß nicht, wie lange ich auf den Knien gelegen habe“, erzählte sie nun ganz ruhig weiter. „Ich zitterte am ganzen Leib, und ich war in Schweiß gebadet. Erst jetzt merkte ich, dass es im Zimmer ganz still geworden war. Ich trat leise an das Bett. Frieda atmete nicht mehr. Ein Arm hing vom Bett herunter, und der ganze Körper war blau verfärbt. Doch ihr Gesicht war nun ganz friedlich, die Augen halb geschlossen. Als die Krankenschwester schließlich kam und der Arzt gerufen wurde, konnte nur noch der Tod festgestellt werden. Der Arzt war sehr erregt. Man hätte ihn sofort rufen müssen. Daran hatte ich in meinem furchtbaren Schrecken überhaupt nicht gedacht, weder an die Krankenschwester noch an den Arzt. Das Grauen hatte wohl all meine Sinne betäubt. Ich konnte nur langsam fassen, was geschehen war.“

Lena Quiring schaute den Prediger hilfeschend an. „Sollte Frieda durch mein Gebet vielleicht doch selig gestorben sein?“, fragte sie verzweifelt. „Ich konnte doch nichts anderes tun als beten.“

Die beiden hatten nicht gemerkt, dass der Zug langsamer fuhr, bereits an den ersten Häusern in Hammonia vorbei. Dann war die Bahnstation auch schon da, und sie mussten aussteigen. Hier trennten sich ihre Wege, denn Prediger Maier wollte nach Neuhoffnung, und Lena Quiring musste sich umsehen, ob vielleicht ein Fuhrwerk aus der Siedlung da war, das sie nach Waldheim mitnehmen könnte.

Als sie auf dem Bahnsteig standen, war es schon dämmerig. Prediger Maier trat an Lena Quiring heran und reichte ihr die Hand. „Ich glaube fest“, sagte er, „dass Ihr Gebet die Seele Ihrer Schwester gerettet hat. Das aufrichtige Gebet des Gerechten ist immer stärker auch als die schlimmste dämonische Macht. Doch ich muss Ihnen auch dies sagen. Ich habe den starken Eindruck, dass Ihre Schwester okkult belastet war. Wir dürfen die dämonischen Kräfte in der Luft, die uns umgeben, wie der Apostel Paulus schreibt, nicht unterschätzen, und ich

fürchte, dass auch Sie die Nachwirkungen dieser Macht noch verspüren werden. Sie haben dem Teufel mit Ihrem Gebet eine Niederlage bereitet, und das nimmt er nicht nur gerade so hin. Doch ich werde für Sie und Ihre Familie beten, und wenn sich Schwierigkeiten einstellen sollten, wenn Sie Merkwürdiges in Ihrer Umgebung beobachten, dann geben Sie mir Nachricht. Es ist ja nicht so weit von Ihrem Tal bis zu unserem.“

Dann ging Arnold Maier auf ein Gasthaus zu, das in der Nähe des Bahnhofs lag, und Lena Quiring blieb betroffen allein auf dem Bahnsteig zurück. Sie starrte dem Prediger ganz verwirrt nach, und eine Beklemmung legte sich auf ihre Brust, schlimmer als in Blumenau. Nie hatte sie etwas von okkultur Belastung gehört. Nie war ihr auch nur der Gedanke gekommen, dass ihre Schwester und nun vielleicht auch sie belastet sein könnten.

Sie und Frieda hatten bisher ein fröhliches und unbeschwertes Leben geführt, auch als sie geheiratet hatte und Frieda allein blieb. Immer hatten sie so viel zu erzählen und zu lachen gehabt. Wie oft war Frieda zu ihnen ins Haus gekommen. Sie hatte sich an den Kindern gefreut und mit ihnen gespielt und gelacht. Was drohte ihr selbst jetzt noch nach all dem Schrecklichen, das sie erlebt hatte? Sie war wie gelähmt, konnte sich nicht von der Stelle rühren, und sie zitterte am ganzen Leib. Okkulte Belastung – etwas Fürchterliches musste das sein, wenn sie an den Tod ihrer Schwester dachte.

In ihrer Verwirrung hatte sie nicht gemerkt, dass ihr Mann auf den Bahnsteig getreten war. Jakob Quiring kam häufig nach Hammonia, wo er Eier und Butter für die Genossenschaft der Siedlung ablieferte und dann Ware für den Laden mitnahm. Er hatte nun jedes Mal am Bahnsteig nachgeschaut, wenn der Zug ankam, ob seine Frau und seine Schwägerin noch nicht zurück seien.

Als Lena ihren Mann erkannte, warf sie sich an seine Brust und schluchzte so heftig, dass sie kein Wort hervorbringen konnte.

„Ist Frieda tot?“, fragte Jakob und legte die Arme um sie. Lena nickte nur und schluchzte noch heftiger. Jakob nahm den Koffer und führte seine Frau zum Wagen, der schon zur Abfahrt bereit stand. Er machte für sie ein Lager im Wagenkasten, denn sie hatten eine weite Fahrt durch die Nacht vor sich.

Lena legte sich auf die Decken, doch sie konnte nicht einschlafen. Alles war gespenstisch, die Baumkronen des Urwaldes, die steilen Felsen am Weg, das Rauschen der Sturzbäche, der unendliche Sternenhimmel über ihr.

Im Haus der Quirings in Waldheim war dann nichts mehr wie vorher. Dass Frie-

da so jung und plötzlich gestorben war und dass Lena sie mutterseelenallein auf dem Friedhof in Blumenau hatte beerdigen müssen, das musste einfach hingenommen werden. Die Ansiedlung im Urwald hatte mit dem ungewohnten Klima, den harten Lebensbedingungen und den Entbehrungen so viel an Schwerem mit sich gebracht, dass Krankheit und Leid in vielen Familien zum täglichen Brot gehörten.

Da hatte ein stürzender Baum beim Roden des Urwaldes dem Heinrich Friesen das Bein zerschmettert. Wochenlang hatte er ohne richtige Behandlung in seiner Palmhütte gelegen, weil er nicht transportfähig war. Als er schließlich nach Blumenau gebracht werden konnte, war es für eine richtige Heilung zu spät. Jetzt hinkte der arme Mann an Krücken. Wer sollte nun seinen Urwald roden und die große Familie ernähren?

Die Verpflegung war knapp und der Kampf ums tägliche Brot hart, doch die meisten lernten es, das Schwere im Vertrauen auf Gott zu tragen. Die Nachbarn standen einander bei und halfen, wo sie konnten. So hatten sie es in ihrer Jahrhundertlangen christlichen Lebenshaltung und in der Tradition der Siedlungsgemeinschaft immer geübt. So hätte auch die Familie Quiring den Tod Friedas letztlich aus Gottes Hand genommen und sich in nachbarschaftlicher Hilfe trösten lassen.

Doch was sich jetzt auf das junge Ehepaar legte, war so völlig anders und unbekannt, dass es sie aus dem Gleis des täglichen Lebens warf. Von dem, was der Prediger Lena auf dem Bahnsteig erklärte, hatten sie und ihr Mann vorher keine Ahnung gehabt. Doch Lena hatte den Eindruck mitgenommen, dass durch den letzten Händedruck des frommen Mannes alle bösen Geister in ihr und um sie herum in Aufruhr gebracht worden waren. Sie hatte durch ihre Gebete in den Todeskampf ihrer Schwester eingegriffen. Alle Genugtuung darüber, dass ihr Gebet Frieda vielleicht gerettet hatte, konnte nicht darüber hinweg täuschen, dass sie damit den Teufel beleidigt und herausgefordert hatte. So hatte es Prediger Maier gesagt, und er hatte in seiner Bestimmtheit keinen Zweifel daran gelassen. Nun umgaukelten der Teufel und seine Heerscharen sie, nachts in ihren Träumen und tags bei ihrer Arbeit, was sie auch begann.

In kurzer Zeit hatte sich dann auch erwiesen, dass Prediger Maier mit seiner Warnung Recht hatte. Das, was er angedeutet hatte, war Wirklichkeit geworden. Von der Nachwirkung der dämonischen Macht hatte er gesprochen, von okkulten Belastungen ihrer Schwester und dann auch von Merkwürdigkeiten, die sich einstellen könnten und auf die sie acht geben sollten.

Jakob Quiring hatte von seiner Frau alles erfahren, jede Phase ihres furchtbaren Erlebnisses in Blumenau und auch alles über das Gespräch mit dem Prediger und was daraus nun erfolgt war. Auch in ihm lagerte sich immer stärker die Angst ab, Angst vor dem, was er nicht gekannt, was aber womöglich schon lange um sie herum und in ihnen geschlummert hatte, Angst vor der Angst seiner Frau und Angst vor allem Rätselhaften, was sie um sich herum feststellten.

Jakob und Lena beteten abends manchmal, bis sie vor Müdigkeit einschliefen. Jedes Geräusch schreckte sie auf, ein schlagender Fensterladen, ein unerklärliches Knarren im Schindeldach, und dann war immer wieder dieses merkwürdige Kratzen an den Brettern der Hauswand da, verbunden mit einem widerlichen Geruch. Der Hund auf dem Hof war immer unruhig. Er bellte oft die Nacht hindurch, und wenn Jakob dann mit der Taschenlampe hinausging um nachzusehen, winselte der Hund und wollte ins Haus. Doch niemals fand er etwas Verdächtiges auf seinem Hof.

Auf Lena hatte sich inzwischen eine Schwermut gelegt, die auch die Nachbarn schon merkten. Sie war blass geworden und verstört, und sie hatte kaum noch Lust, den Haushalt zu führen und die Kinder zu versorgen. Um sie herum war nur noch Unordnung, und sie litt darunter. Gegenstände wechselten ohne ihr Zutun den Ort, so meinte sie. Manche Geräte suchte sie lange vergeblich, oder sie blieben überhaupt verschwunden. Die Hühner wollten ihre Eier nicht mehr in die Nester legen, und Lena musste sie im Unkraut suchen. Die Küken der Glucke verschwanden eins nach dem andern. Die Ferkel blieben mager und quiekten in der Nacht ohne sichtbaren Grund. Doch am schlimmsten waren die merkwürdigen Geräusche an den Fenstern und auf dem Dachboden. Sie wurden immer aufdringlicher und ließen sie nicht mehr ruhig schlafen.

Die Qual ihrer Hilflosigkeit wurde so groß, dass sie nach einem langen Gebet, in dem sie unentwegt die gleiche Not zum Ausdruck gebracht hatten, beschlossen, am nächsten Sonnabend nach Neuhoffnung zu Prediger Maier zu fahren.

Jakob Quiring war allerdings vorher schon einmal zu Gerhard Wall, dem Prediger im Dorf, gegangen. Sie kannten sich gut, denn sie waren gleichen Alters, und schon oft hatten sie Gespräche über geistliche Fragen in der Gemeinde geführt. Gerhard Walls Predigten waren immer kernig und sicher, und er hatte ein klares Konzept für seine Bibelauslegung, sehr praktisch und lebensnah, aber zu kritisch, meinten manche, und das meinte auch Jakob Quiring.

Als Jakob seinem Freund die ganze Not klagte, die nach Friedas Tod über sie

gekommen war, merkte er sofort dessen skeptische Haltung.

Gerhard Wall dachte eine Weile nach und schüttelte dann den Kopf. „Ich glaube nicht, Jakob, dass der Teufel in dieser Weise wirksam wird, mit Kratzen und Gestank und mit Schabernack auf deinem Hof“, versuchte er ihn zu beruhigen. Doch er ließ gleichzeitig durchblicken, dass ihm die Not seiner Freunde Sorgen machte und dass er gern bereit war, ihnen zu helfen.

„Wir kennen die Macht des Fürsten dieser Welt, wie Luther ihn nennt, und ihre Auswirkung ist schlimm“, versuchte er zu erklären. „Doch sie ist anders, als unsere Phantasie es uns oft ausmalt. Es ist heidnischer Aberglaube, wenn man meint, dass Geister rumoren und Dämonen Streiche spielen, um die Menschen zu schrecken. Verlasst euch doch auf euren Glauben, wie ihr ihn bis jetzt treu gehalten habt, und je ruhiger und gelassener ihr seid, desto wirksamer kann er in euch werden. Ich meine, dass ihr durch den Prediger Maier irreführt worden seid. Ich kenne ihn gut, und ich weiß, wie er denkt. Ich weiß auch, wie er mit den Dämonen umgeht und wie er die Bibel auslegt. Er hat euch in eine schlimme Lage gebracht. Nur Gelassenheit und Gottvertrauen können euch helfen, Jakob.“

„Ist denn Lenas Angst unbegründet?“, fragte Jakob Quiring, und Gerhard Wall merkte, dass sein Freund bereits unwillig wurde. „Was sie in Blumenau im Krankenzimmer erlebt hat, das war kein Aberglaube, Gerhard. Das war schreckliche Wirklichkeit. Mit Frieda hat irgend etwas nicht gestimmt. In ihrem Leben war irgend etwas nicht in Ordnung, und so hat es Prediger Maier auch erklärt. Er hat von einer Belastung gesprochen, von okkulter Belastung, und die könnte sich auch auf unsere ganze Familie legen. Dass das nun wirklich der Fall ist, das spüren wir Tag und Nacht. Der Teufel hat es auf uns abgesehen, gerade auf uns, nachdem Frieda tot ist und Lena sie durch ihr Gebet gerettet hat. Wir wissen nicht mehr, wie wir uns helfen sollen, aber wir wissen jetzt, was okkulte Belastung ist.“

Gerhard Wall bemühte sich, ruhig zu bleiben und nicht zu zeigen, dass Zorn in ihm aufwallte. Hier regierte doch der Unverstand! Was nahm sich so ein Prediger bloß heraus?

„Ich will für euch beten, Jakob“, sagte er beherrscht und freundlich, und er legte seinem Freund die Hand auf die Schulter, „doch nicht darum will ich beten, dass der Teufel euch in Frieden lässt, sondern darum, dass Gott euch Kraft geben möge, ruhig und gelassen zu werden. Wie sprach doch Gott zu Josua? Siehe, ich habe dir geboten, dass du getrost und freudig seiest. Das gebietet er auch dir, Ja-

kob!“

Als Jakob Quiring ging, schaute Gerhard Wall ihm besorgt nach, und er wusste, dass er seinen Trost nicht angenommen hatte. Arnold Maier wirkte hier stärker, als er selbst es vermochte. Er hatte das Gefühl, dass hier zwei Glaubenshaltungen, vielleicht zwei verschiedene Schriftverständnisse aufeinander gestoßen waren.

Das gequälte Ehepaar brach am nächsten Sonnabend auf nach Neuhoffnung, und das war ein deutliches Zeichen dafür, dass niemand in Witmarsum ihm helfen konnte. Die beiden Kinder blieben bei den Großeltern.

Als die Quirings am späten Nachmittag nach Neuhoffnung im Tal des Dona Emma-Flusses kamen, war dort Feierabend. Überall am Ort herrschte eine wohlthuende Ruhe und Sauberkeit. Ohne Mühe fanden sie die Wohnung des Predigers Arnold Maier, und es wurde eine herzliche Begrüßung. Frau Maier brachte Kaffee und Sonntagsgebäck auf den Tisch. Von ihrem Mann hatte sie alles über das Geschick der Lena Quiring erfahren, und die beiden Frauen fanden sehr bald eine herzliche Zuneigung zueinander.

Nach der Mahlzeit lud das Predigerehepaar die Gäste in das Wohnzimmer, und alle nahmen gemütlich auf den Sesseln Platz.

„Wir wissen ja, weshalb Sie hergekommen sind“, begann Prediger Maier ohne eine weitere Überleitung das Gespräch. „Ich möchte Euch zuerst das Du anbieten, denn wir sind doch Geschwister im Herrn. Dann finden wir schneller zueinander, und es spricht sich leichter und offener.“

Alle reichten sich darauf freundlich und herzlich die Hände.

„Die ganze Zeit habe ich euch schon erwartet“, sagte der Prediger, „denn ich wusste, dass der Feind keine Ruhe geben würde. Ein Territorium, das er einmal besetzt hat, möchte er nicht mehr aufgeben, und sein Heer ist Legion. Ehe wir aber mit dem Gespräch beginnen, wollen wir uns zum Gebet niederknien. Wir müssen uns einen Freiraum schaffen, und den kann nur der Herr uns geben.“

Zuerst betete Prediger Maier, dann seine Frau und dann Jakob Quiring. Nur Lena brachte kein Wort hervor. Ihr Gestammel ging in haltloses Schluchzen über.

Prediger Maier stand auf. Er trat an Lena Quiring heran, reichte ihr die Hand und half ihr auf. „Beruhige dich, Schwester“, sagte er. „Wir werden jetzt einen Weg finden, um euch beiden zu helfen.“

Auch die andern setzen sich, und dann begann der Prediger mit ruhiger, aber eindringlicher Stimme: „Wir wollen im Gespräch nun alles klären, und dann werden sich Wege finden, dass ihr alle und auch euer Haus frei werdet. Was ist geschehen, seit wir uns auf der Bahnstation trennten?“

Jakob Quiring, der die Fassung nicht verloren hatte, berichtete nun ruhig alles, was sich in ihrem Haus zugetragen hatte, und über die schrecklichen Qualen, in der seine Frau und auch er leben müssten. „Es scheint,“ schloss er seinen ausführlichen Bericht, „als ob all unser Flehen keine Wirkung hat, als ob unser tägliches und nächtliches Ringen umsonst ist, als ob unsere Gebete nur bis an den Dachboden reichen und dort schon abgefangen werden.“

Arnold Maier, der während des Berichtes immer wieder verständnisvoll und zustimmend nickte, als ob er gerade dies alles erwartet hätte, schwieg eine Weile. Er schloss die Augen, faltete die Hände und versenkte sich in ein stilles Gebet. Dann hob er an:

„Wir leben in einem von Dämonen geknechteten Land. Ich bin auf meinen Evangelisationsreisen in viele evangelische Gemeinden Brasiliens gekommen. Überall ist es, als ob sie sich mit einer Mauer umgeben müssten, um sich vor den bösen Geistern, die sie angreifen möchten, zu schützen. Sicher habt ihr schon vom Umbanda- und Macumbakult gehört. Das ist ein Geisterglaube, den die Negerklaven aus Afrika mitgebracht haben. Hier in Brasilien hat er sich mit Elementen der katholischen Kirche vermengt, und darin liegt die große Gefahr auch für die Christen. Wir wissen doch, dass sich der Teufel manchmal wie ein Engel des Lichts verkleidet. Bei den Versammlungen dieser heidnischen Kulte wird oft der Name Jesu angerufen, und Gott wird gepriesen. Manchmal ruft man auch Maria an, wie es in der katholischen Kirche Brauch ist. Durch Medien, das sind Personen, aus denen die Geister sprechen, geschehen auch Wunder, und Kranke werden geheilt. Das alles können auch böse Geister durchaus bewirken. Ich habe es selbst erlebt, wie mich die Macht einer dämonischen Kraft plötzlich erfasste, als ich bei einem Macumbakult zuschaute. Nur mein ununterbrochenes Gebet erwies dann, dass mein Glaube stärker war als alle Dämonen, dass ich unter einem mächtigen Schutz stand, und dass der Teufel mir nichts anhaben konnte. Doch in unserem Land haben die dämonischen Kräfte ein weites Feld besetzt, und sie halten es fest in ihren Klauen.“

Jakob und Lena saßen da mit schreckensweiten Augen und lauschten dem Bericht wie gebannt. Das alles war für sie vollkommen neu. Die Jahre der Ansiedlung im abgelegenen Urwald waren derart mit schwerster Arbeit ausgefüllt ge-

wesen, dass sie für die Eigenheiten Brasiliens oder gar für solche Besonderheiten bis dahin weder Zeit noch Interesse gehabt hatten.

„Meinst du, dass diese finsternen Mächte auch bis zu uns, bis in unser Dorf dort im Urwald vorgedrungen sind?“, fragte Jakob Quiring den Prediger mit zitternder Stimme. In seiner Frage lag Angst.

„Sehr wohl“, antwortete der Prediger, „sehr wohl. Erstens kennt Satan auf dieser Welt keine Grenzen. In eurer Kolonie sind fromme Gemeinden, und die gerade reizen ihn. Zweitens kann er überall dort Raum gewinnen, wo okkulte Belastungen vorliegen.“

„Was ist das?“, fragte Lena den Prediger erschrocken. „Du erwähntest das schon einmal, damals auf dem Bahnsteig. War Frieda okkult belastet, sind wir es?“ Sie zitterte am ganzen Leib.

„Was okkulte Belastung ist, das ist nicht mit einem Wort und auch nicht mit einem Satz zu erklären“, antwortete der Prediger mit seiner ruhigen Stimme. „Unsere Welt ist das Herrschaftsgebiet des gefallenen Luzifers, also Satans. Das müssen wir erst einmal erkennen. Seine Heere herrschen in der Luft, wie die Bibel lehrt, und sie versuchen, überall in den Menschen Raum zu gewinnen. Man könnte die Gefahren, die uns umgeben, mit Fallen vergleichen, die Satan und seine Helfer den Menschen stellen. Nicht nur die Bösen, die bewusst ein Eigentum Satans sind, liegen darin gefangen, sondern auch Leichtfertige, Gleichgültige und sehr oft sogar auch Unwissende. Es gibt alle möglichen Fallen, die der Feind stellt. Manche erscheinen ganz harmlos wie zum Beispiel das Wahrsagen, das Pendeln oder die Wünschelrute. Von andern weiß man dagegen allgemein, dass sie sehr gefährlich sind, wie der Spiritismus oder die schwarze Magie. Doch zur okkulten Belastung können alle diese Fallen führen, wie harmlos sie auch erscheinen, weil Satan selbst sie gestellt hat.“

Keiner hatte gemerkt, dass Lena bei dieser ausführlichen Erklärung bleich geworden war. Als der Prediger vom Wahrsagen sprach, fing sie wieder am ganzen Leib an zu zittern, sank in sich zusammen und schlug die Hände vor ihr Gesicht. Was sie sagte, war ein unverständliches Gestammel.

Prediger Maier stand auf und trat dicht an Lena heran. Er legte ihr die Hand auf das Haar und sagte mit sanfter Stimme: „Beruhige dich, Lena. Erzähl uns einfach alles, was du weißt. Das wird uns allen helfen.“

Lena richtete sich auf, schaute zuerst auf ihren Mann, und als der nickte, erzählte sie, oft von Hustenanfällen und Schluchzen unterbrochen: „Frieda und ich waren

nach Blumenau gefahren. Wir waren beide noch sehr jung, sechzehn und achtzehn vielleicht. Alles in der Stadt interessierte uns. Wir gingen durch die Straßen, schauten uns die Schaufenster an und setzten uns schließlich auf eine Bank in einem Park. Wir waren so lustig und hatten viel zu lachen. Das muss eine Zigeunerin gemerkt haben. Sie kam auf uns zu, begann ein Gespräch, und wir hatten unsern Spaß daran. Ob sie uns vorhersagen sollte, fragte sie. Für hundert Reis könne sie uns unsere Zukunft zeigen. Frieda stieß mich an. 'Ich mach das mal', sagte sie und lachte. Die Alte nahm ihre Hand, fuhr mit ihrem Finger die Linien entlang und sagte ihr allerlei Schönes von Liebe, einem schönen Mann und viel Glück im Leben. Wir lachten so darüber, dass auch ich, die Jüngere, meine Hand hinstreckte. Was die Zigeunerin mir sagte, war ähnlich, doch einmal schüttelte sie den Kopf. Ich würde auch Trauer haben, doch nur kurze Zeit. Dann würde wieder die Sonne scheinen. Wir zahlten je hundert Reis, und als die Alte gegangen war, dachten wir nicht mehr an den Spaß.“

„Das ist es!“, sagte der Prediger kurz und bestimmt, als Lena ihn fragend anschaute. „Das ist es! Das Wahrsagen ist in der Bibel ausdrücklich verboten, vorhersagen und sich vorhersagen lassen. Ihr kennt doch das abschreckende Beispiel vom König Saul. Er ging in seiner Not zur Hexe von Endor, obwohl er wusste, dass er gegen Gottes Gebot handelte, und er holte sich dort sein Todesurteil.“

„Ja, aber bei uns war es doch nur Spaß“, wollte Lena einschränken, und es klang kläglich. „Wir glaubten doch nicht einmal daran, und nie wieder haben wir daran gedacht.“

„Der Teufel braucht jede Brücke, um Zugang zu einem unbewachten Herzen zu finden“, bekräftigte Prediger Maier mit fester Stimme. „Er hat damals von euch Besitz genommen, ohne dass ihr es wusstet, und im Krankenhaus wollte er deiner Schwester ein furchtbares Ende bereiten. Die okkulte Belastung ist deshalb ein so großes Verhängnis, weil die Betroffenen oft gar nicht wissen, was mit ihnen geschehen ist. Sie kann sich auf eine ganze Familie legen, auf Eltern und Kinder, auf Räume und Häuser und sogar auf Tiere, wie ihr es ja nun selber habt erleben müssen.“

In Jakob und Lena stieg die Verzweiflung. Alles, was der Prediger gesagt hatte, war für sie nun furchtbare Wirklichkeit. All das, was in den letzten Wochen geschehen war, musste doch einen Grund haben, und der war nun gefunden worden. Nun wussten sie, was okkulte Belastung war.

„Wie kann uns denn geholfen werden?“, fragte Jakob Quiring verzweifelt und mit kläglicher Stimme.

„Ihr wisst es doch“, antwortete Prediger Maier, und er blickte die beiden mit strahlenden Augen an. „Ihr wisst doch, dass es eine Kraft gibt, die stärker ist als alle Dämonen auf dieser Erde zusammen, stärker als der Teufel mit seinem Heer und die ganze Hölle.“

„Das glauben wir doch!“ rief Jakob, und seine Stimme wirkte wie ein hilfloser Protest. „Wir haben doch die ganze Zeit gebetet, Tag und Nacht, immer das Gleiche, und es hat keine Wirkung gehabt.“

Prediger Maier blieb ganz ruhig, als ob er alles, was sich in dem Gespräch ergab, gerade so erwartet hatte. Er schien alles in sich aufzunehmen und in Denkpausen nachwirken zu lassen. „Ihr müsst Geduld haben“, sagte er dann zuversichtlich, „Geduld und vor allen Dingen Vertrauen, Vertrauen auch zu mir, der euch helfen will. Wie oft habe ich das bei Menschen erfahren, die viel schwerer belastet waren als ihr, selbst bei solchen, die durch den Macumbakult irreführt worden waren. Ich kenne eine Frau, die in der Macumba-Sekte bereits zur Kultmutter aufgestiegen war, mächtig in der Zauberei. Sie wurde durch mein Gebet dem Teufel entrissen. Sie ist ganz frei geworden. Der Teufel hat heute keine Macht mehr über sie.“

„Dann könnte doch auch uns geholfen werden“, sagte Jakob, jetzt in kindlichem Vertrauen, und auch Lena richtete sich auf. Beide blickten den Prediger erwartungsvoll an.

„Du kannst doch auch uns helfen. Hilf uns doch!“, bat Lena inständig.

„Ich will es mit Gottes Hilfe tun“, sagte Prediger Maier mit fester und tröstender Stimme. „Wir werden versuchen, euer Haus zu reinigen und die bösen Geister zu bannen. Wenn ihr beide mit ganzem Herzen und in vollem Vertrauen mitmacht und auch bereit seid, euch selber zu reinigen und all eure Sünden zu bekennen, dann werdet ihr befreit werden, des bin ich ganz sicher. Ich fahre gern morgen mit euch mit, denn ich habe hier gerade keinen Predigtdienst.“

„Ja, ihr beide könnt gern bei uns übernachten“, sagte Frau Maier, „und morgen früh begeben ihr euch auf den Rückweg.“ Sie begann die Betten zu richten.

Die Quirings kamen mit Prediger Maier erst am Sonntag vor Abend zurück nach Witmarsum. Arnold Maier wollte die Austreibung der Dämonen aber erst am frühen Morgen des nächsten Tages vornehmen.

„Ich möchte eine Nacht in diesem Haus verbringen. Vielleicht kann ich selber etwas von dem Spuk wahrnehmen“, erklärte er. „So habe ich es schon oft gemacht. Wir Gläubigen sind stärker, wenn wir den Feind richtig erkennen.“

Es blieb in dieser Nacht sehr ruhig, und Jakob und Lena führten das auf die Anwesenheit des Gottesmannes zurück. Nur auf dem Dachboden war ab und zu ein schwaches Rühren zu merken, als ob etwas in den Maiskörnern, die dort gelagert waren, wühlte. Doch so war es ja nun schon die ganze Zeit gewesen. Sie beteten wieder miteinander, und sie bekannten einander Sünden, die in ihrer Erinnerung auftauchten, wie es der Prediger empfohlen hatte. Dann beruhigte sich alles, und sie fanden schließlich einen tiefen und befreienden Schlaf, wie schon lange nicht mehr.

Nach dem Frühstück, vor dem sie sich noch einmal zu einem gemeinsamen und ganz gezielten Gebet vereinigten, sagte Prediger Maier: „Ich bitte euch nun, dass ihr beide euch zusammen mit euren Kindern hier im Raum vor der Haustür niederkniet und dass ihr still alle Worte nachbetet, die ich sprechen werde.“

Er selbst stellte sich in die offene Tür, mit dem Gesicht zur Wohnung. Er fasste seine Bibel mit beiden Händen, hielt sie hoch, und dann rief er Gott, Jesus Christus und den Heiligen Geist mit lauter Stimme an. In klaren Worten berief er sich auf ihre unumschränkte Kraft im Himmel und auf der Erde. Dann nahm er einen beschwörenden Ton an und wandte sich direkt gegen Satan. Er befahl ihm und seinen Dämonen, dieses Haus zu verlassen und diese Menschen nicht mehr zu quälen. „Weiche von hinnen, Satan!“, rief er dreimal hintereinander mit Donnerstimme. Dann kniete auch er sich zu der Familie und sprach ein Dankgebet vor. Jakob und Lena folgten ihm in völliger Hingabe Wort für Wort, und als die beiden Kinder in der großen Erregung zu weinen begannen, beugte Lena sich über sie und drückte sie an sich. Alle vier schluchzten laut, und ein kräftiges Amen des Predigers beendete die Austreibung.

Nachdem sich alle erhoben hatten, umarmte der Prediger die Eltern und dann auch die Kinder. „Ich bin sicher“, sagte er bewegt, „dass Satan und sein Heer dieses Haus für immer verlassen haben. Es könnte sein, dass sich noch Nachwirkungen zeigen werden, denn Satan hat dieses Haus nicht gern geräumt. Doch eure Gebete werden nun immer stärker sein als alle finsternen Mächte; denn ihr selber seid nun rein und frei.“

Jakob und Lena trockneten ihre Tränen. Lena reinigte die Gesichter ihrer Kinder mit ihrem Taschentuch, und die ganze Familie strahlte vor Freude.

Ganz unvorhergesehen kam es am gleichen Morgen zu einer Begegnung der beiden Prediger Arnold Maier und Gerhard Wall.

Jakob Quiring wollte den Prediger Maier noch am Vormittag zurück nach Neuhoffnung bringen. Er holte seine Pferde von der Weide und schüttete ihnen Maisschrot in die Krippe, das notwendige Kraftfutter für die lange Fahrt.

Arnold Maier sah sich unterdessen den Hof an, und dann ging er langsam zum Tor an der Straße. Auf dem Fahrweg, der am Krauelfluss entlang führte und die weit auseinander liegenden Höfe miteinander verband, war wenig Verkehr. Da kam gemächlich ein Wagen heran. Die Pferde zogen mühsam eine schwere Fuhre Aipim, und auf dem Wagen saß Gerhard Wall, der seine Ernte zur Stärkefabrik bringen wollte. Er erkannte seinen Amtsbruder am Straßentor, zog die Leine und sprang von der Fuhre.

„Guten Morgen, Bruder Maier!“, rief er lebhaft. „Das trifft sich ja gut. Ich wollte so gern schon mal mit dir sprechen.“ Sie kannten sich gut von früheren Begegnungen und auch von gemeinsamen Predigerkonferenzen her.

„Guten Morgen“, grüßte Arnold Maier etwas zurückhaltend. „Ja, ich habe noch etwas Zeit, ehe wir zurück nach Neuhoffnung fahren. Um was geht es, Bruder Wall?“

Gerhard Wall hatte sich nach dem Gespräch mit Jakob Quiring viele Gedanken über seine beiden Gemeindeglieder und das, was sie quälte, gemacht. Eine Klärung wäre wohl nur über den Prediger Maier herbeizuführen, denn in ihm sah er die Ursache für den Konflikt, in den Jakob und Lena geraten waren.

„Ich falle gleich mit der Tür ins Haus, Bruder Maier“, begann Gerhard Wall freimütig, „denn wir haben wohl beide nicht viel Zeit. Ich kann mir denken, weshalb du hergekommen bist; denn Jakob Quiring hat mir vor einiger Zeit alles berichtet, was vorgefallen ist. Machst du diesen gequälten Menschen nicht in ungebührlicher Weise Angst?“

„Angst, Bruder Wall?“, entgegnete Arnold Maier freundlich, „ganz im Gegenteil. Ich will diesem armen Ehepaar doch helfen, und ich glaube fest, dass ich ihm bereits geholfen habe, mit der Kraft des Herrn und des Heiligen Geistes. Das Haus ist jetzt frei von dämonischen Kräften, und das Ehepaar Quiring ist frei von der okkulten Belastung und der großen Angst, in der es leben musste. Du hättest gerade eben bei unseren Gebeten dabei sein müssen.“

„Bruder Maier“, sagte Gerhard Wall sehr ernst. Er dachte eine Weile nach. „Ich glaube nicht, dass dies der Schwerpunkt unserer Verkündigung sein muss. Für

mich sind die dämonischen Kräfte, deren Existenz ich gar nicht leugne, nicht an Räume und Gegenstände gebunden, und schon gar nicht glaube ich daran, dass sie die Menschen physisch ängstigen und quälen, wie du es jetzt die Quirings glauben gemacht hast. Der Teufel wirkt in dieser Welt ganz anders als mit Poltern und Grunzen und Gestank, wie Jakob Quiering mir so angstvoll berichtete. Er wirkt ganz anders, als dass er unwissende Menschen in dieser Weise belastet.“

„Ja, aber Bruder Wall“, beharrte Prediger Maier, „so steht es doch in der Bibel, von Anfang bis Ende. Wir lesen von Hexen und Zauberern, von Teufeln, Dämonen und Besessenen. Jesus trieb böse Geister aus, und er gab seinen Jüngern Macht, das Gleiche zu tun. Ich sehe in der ganzen Bibel einen Kampf der Gewalten zwischen Himmel und Erde, zwischen Gut und Böse, zwischen dem Reich Gottes und der Herrschaft Satans. Wir sind davon betroffen, wir sind daran beteiligt, und uns ist auch Macht gegeben, einzugreifen. Ist es heute denn anders als vor zweitausend und mehr Jahren, Bruder Wall?“

Diese eindringlichen und eifrigen Worte ließen auch Gerhard Wall eine Weile nachdenken. Was dieser Prediger da sprach und lehrte, war tiefe Überzeugung, gegründet auf seinen festen Glauben. Doch auch ihm waren diese Gedanken nicht neu. Auch er hatte sich mit diesen Fragen des Glaubens und der Exegese sehr eingehend befasst und manches darüber gelesen.

Er nickte wie in Gedanken, doch dann entgegnete er ruhig: „Ja, Bruder Maier, in gewissem Sinn ist es heute anders. In gewissem Sinn, und es ist nicht ganz einfach, darüber Klarheit zu gewinnen. Ich bin der Meinung, dass Jesus zu seiner Zeit in der Sprache seiner Zeitgenossen gesprochen hat. Er musste sich ihrem Verständnis und ihrer Denkweise anpassen, um ihnen helfen zu können. Seine Zeitgenossen deuteten die Welt, die Menschen, die Erscheinungen ihrer Umwelt und in ihrem Leben nach ihrem damaligen Verständnis. Was hätte es für einen Sinn gehabt, wenn Jesus diese Menschen mit dem Stand unserer heutigen Kenntnisse in der Wissenschaft und unseres heutigen Weltbildes angesprochen hätte? Niemand hätte ihn verstanden. Das Gleiche gilt auch für die Krankheitsbilder jener Zeit, für die Besessenheit zum Beispiel. Es gibt für diese Krankheit heute andere Namen, und man kann sie sogar mit Medikamenten behandeln. Jesus war durch seine göttliche Kraft ein großer Psychologe, und er kam den Menschen, zu denen er gesandt war, nach deren Verständnis entgegen, und sie verstanden ihn. Das war doch die Hauptsache. Er würde heute, so meine ich bestimmt, ganz anders zu uns sprechen, und er spricht ganz anders zu uns.“

„Du tust der Bibel Gewalt an, Bruder Wall“, entgegnete Prediger Maier, und jetzt klangen seine Worte heftig und entrüstet. „Wo fängt man da an, und wo hört es auf? Dann kann doch jeder die Bibel so auslegen, wie er gerade will und wie es ihm passt!“

„Tun wir das nicht ohnehin alle, Bruder Maier?“, sagte Gerhard Wall lächelnd. „Wir besetzen doch meist einige Stellen in der Bibel, mit denen wir umgehen können und wollen, und darauf bauen wir dann unser Denksystem und sogar unsern Glauben auf. Das kann sich verfestigen, und dann lassen wir nichts anderes mehr gelten. Bei dir sind es die Dämonen. Ich halte das für heidnisch, und dabei denke ich an den großen Missionar Bonifatius. Was bewies er den Germanen, als er die Donareiche fällte? Der Baum fiel, und nichts geschah. Kein Wetterstrahl tötete ihn. Donar, vor dem sich die Germanen fürchteten, und den du heute vielleicht einen Dämon genannt haben würdest, war einfach nicht vorhanden. Der Missionar bezeugte seinen Gott einfach durch seine Tat. Und lachte nicht auch Elia die Baalspriester aus und verspottete sie? Nun berufst du dich hier auf den Macumbakult, wo du deine Erfahrungen gesammelt hast, wie ich gehört habe. Ich denke, wir müssten den Widersacher Gottes doch auf einer ganz anderen Ebene fürchten.“

Arnold Maier hob beide Hände. „Aber Bruder Wall!“, setzte er an, und gerade wollte er aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen berichten, als Jakob Quiring zur Straße gelaufen kam.

„Schaut! Schaut!“, rief er noch im Laufen. „Schaut hier diese Beutelratte! Ich habe sie vom Dachboden herunter geholt!“ Er schnaufte außer Atem und vor Erregung.

Als er die beiden Prediger erreicht hatte, hielt er das Tier an der Spirale seines kräftigen Schwanzes hoch, und das Blut tropfte aus dem zertrümmerten Schädel. Alle nahmen den starken Knoblauchgeruch wahr, den Beutelratten aus ihrer Afterdrüse verbreiten.

„Der Hund sprang immer an der Wand hoch zum Giebel hin“, berichtete Jakob Quiring, immer noch vollkommen aus der Fassung. „Ich holte schließlich die Leiter und stieg mit einer Taschenlampe auf den Dachboden. Ich habe mich dann furchtbar erschrocken, denn die Augen des Tieres glühten grün, und es fauchte und knurrte wütend. Schaut, sie hat Junge im Beutel. Ich nahm das Stück einer Latte, das vom Dachdecken oben geblieben war, und schlug mit aller Wucht zu. Was so eine Beutelratte für ein zähes Leben hat!“

Er warf das tote Tier auf den Boden und atmete schwer, von dem unerwarteten Erlebnis und dem Lauf ganz erschöpft. „Bruder Maier“, sagte er dann und schaute hilfeschend zum Prediger, „ob es das war, was uns so geängstigt hat?“

Arnold Maier schwieg, und man merkte ihm die Betroffenheit an. Gerhard Wall hatte Mühe, sein Triumphgefühl zu verbergen, doch er beherrschte sich und ließ sich nichts anmerken.

Doch dann hatte sich Prediger Maier gefasst. „Warum sollte der böse Geist nicht in einer Beutelratte gesteckt haben?“, sagte er überlegen und ruhig, und er schaute zuerst Gerhard Wall und dann Jakob Quiring an. „Wir wissen doch, dass die Dämonen, die Jesus austrieb, in eine Herde Säue fuhren, und dass die Schweine sich in den Tod stürzten. Ich habe hier in Brasilien schon oft Ähnliches und weit Schlimmeres erlebt.“

Er trat zu Jakob Quiring, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Es ist alles so gekommen, wie es kommen musste, Jakob. Sei ganz ruhig. Der Herr hat dir die Beutelratte gezeigt. Du hast sie getötet, und das ist das Siegel darauf, dass euer Haus und dass auch ihr nun endgültig frei seid. Wir gehen ins Haus zu deiner Frau, und wir wollen den Herrn preisen. Dann kannst du einspannen.“

Jakob Quiring hob die Beutelratte auf, Arnold Maier fasste ihn am Arm, und sie gingen ohne Gruß zurück auf den Hof.

Gerhard Wall schaute ihnen eine Weile versonnen nach und schüttelte den Kopf. Dann trieb er seine Pferde an.

Ein Monat war vergangen, als sich Jakob Quiring und Gerhard Wall wieder begegneten. Beide hatten ihre Fuhren mit Aipim bei der Stärkefabrik abgeliefert, und sie suchten nun, wie auch die andern Fuhrleute, den Schatten der großen Urwaldbäume auf, um vor der Heimfahrt Mittagspause zu machen, die Pferde zu füttern und den mitgebrachten Imbiss zu verzehren.

Gerhard Wall hatte sich nach jener zufälligen und doch so einschneidenden Begegnung an Quirings Straßentor viele Gedanken gemacht. Er hatte schwere Sorgen um seine Freunde und Gemeindeglieder Jakob und Lena. Doch nicht weniger quälte ihn die Schwierigkeit der Bibelauslegung selbst und die Zerstrittenheit in dem großen Feld des christlichen Glaubens. Noch nie hatte er sich mit den Fragen der Exegese so eingehend beschäftigt wie jetzt, mit Aussagen des Neuen Testaments und ihre Übertragung auf die Gegenwart.

Er wollte die Heilige Schrift in ihrem Wortlaut stehen lassen und sie trotzdem nach der heutigen Erkenntnis auf dem Gebiet des Wissens und des Weltbildes

deuten? Wunderglauben und Aberglauben voneinander zu trennen, das war wirklich nicht ganz einfach. Auch für ihn war die Bibel das Buch der Bücher, auch für ihn war das Christentum eine Offenbarungsreligion. Doch wie sollte ein Prediger mit einzelnen Aussagen oder gar mit einzelnen Bibelversen umgehen? Jedenfalls hatte er gemerkt, dass es zwischen ihm und Arnold Maier zurzeit keine Brücke gab und damit wohl auch nicht mehr zu dem Ehepaar Quiring. Das quälte ihn sehr.

Er war sich so sicher, dass der ganze Vorgang, in den seine Freunde verwickelt worden waren, angefangen von Friedas Todeskampf, mit dem die Angst bei Lena Quiring begonnen hatte, bis hin zu den Ereignissen in Quirings Haus, Humbug war, fehlgeleitete Phantasie, bestimmt von der Angst vor dem Unerklärlichen. Die Beutelratte war für ihn nur der sichtbare Beleg, und er hatte auch weitere Erkundigungen im Krankenhaus von Blumenau eingeholt. Er war sicher, dass man dem gequälten Ehepaar auf andere Weise hätte helfen müssen.

Doch er konnte seinem Amtsbruder Maier nicht absprechen, dass der bemüht war, der Bibel nach seinem Verständnis zu folgen. Der glaubte wirklich daran, dass Erscheinungen und Vorgänge, wie sie in der Bibel geschildert werden, auch heute genau so auftreten, und er traute sich selber die Macht zu, Einfluss darauf nehmen zu können. Was dann aber an Geltungsbedürfnis auch bei einem Prediger eine Rolle mitspielt, wenn er sich anmaßt, mit übernatürlichen Kräften umgehen zu können, das konnte er nur vermuten. Hinzu kommt, so schlussfolgerte er, allgemein noch die sehr menschliche Sucht, Einfluss auf andere zu nehmen, bestimmend zu wirken und so in gewissem Sinn Gewalt, hier eine fromme Gewalt, auszuüben. Welcher Prediger war ganz frei davon? Das wollte auch er sich ehrlich eingestehen.

Jakob Quiring und seine Frau waren nach dem schweren Schock, den sie offensichtlich erlitten hatten, ihm gegenüber immer zurückhaltender geworden, und nach dem Erlebnis am Straßentor schienen die Beziehungen nun endgültig abgebrochen zu sein. Er wusste, dass das Ehepaar sehr oft am Sonnabend wegfuhr, zusammen mit den Kindern, und er vermutete, dass sie in Neuhoftung bei Arnold Maier Anschluss gefunden hatten. Sie hatten sich, jedenfalls innerlich, von seiner Gemeinde losgesagt, und sie kamen am Sonntag nicht mehr in die Kirche.

Er sah Jakob Quiring allein auf einem Baumstamm sitzen, und er ging unbefangen auf ihn zu. „Darf ich mich zu dir setzen, Jakob?“, fragte er.

Jakob Quiring rückte ein Stückchen weiter. „Bitteschön,“ antwortete er. „Wir

sind doch Freunde.“

„Das dachte ich auch immer“, sagte Gerhard Wall, „doch nun ist einiges dazwischen gekommen. Können wir darüber noch einmal offen reden?“

Jakob Quiring schaute auf, und in seinem Blick lag Misstrauen. „Ja“, antwortete er, und es klang zögernd, „aber nicht so wie damals. Du hast eine andere Einstellung, und du weißt nicht, was wir durchgemacht haben. Du weißt auch nicht, wie sehr Prediger Maier uns geholfen hat und immer noch hilft.“

Beide packten nun erst einmal ihren Imbiss aus, und sie boten sich gegenseitig die Brote und Getränke an, die ihre Frauen ihnen mitgegeben hatten. Gerhard Wall hatte ein wichtiges Anliegen, und dafür musste er nach den richtigen Worten suchen. Sein Freund hatte eine Mauer um sich aufgebaut, das spürte er. Es würde schwierig sein, sie zu überwinden. Eine Weile, während sie aßen und tranken, blieb es still auf dem Baumstamm.

„Ich will dich nicht verletzen, Jakob“, begann Gerhard Wall dann sehr ruhig und vorsichtig. „Wie ihr beide gelitten habt, das habe ich doch gesehen, und ich hätte euch gern geholfen, wenn ihr Vertrauen zu mir gehabt hättet. Und nun muss ich dir etwas erzählen. Du musst das wissen, und du und Lena, ihr könnt dann nachher entscheiden, wie ihr damit umgehen wollt.“

Ich war vor einer Woche in Blumenau. Unsere Siedlungsleitung hatte mich zu dem Arzt geschickt, der die Krankenbetreuung im Hospital für uns vermittelt. Ich hatte dort Rechnungen für die Siedlung zu begleichen. Da ging es auch um die Krankheit und den Tod deiner Schwägerin Frieda. Der Fall interessierte mich verständlicherweise besonders, und ich fragte den Arzt, der sie behandelt hatte, nach der Todesursache.

‘O, die arme Frau’, sagte der Arzt. ‘Sie hatte einen furchtbaren Tod. Leider kam ich zu spät, doch es geht in solchen Fällen manchmal sehr schnell. Sie ist erstickt, weil sich ihre Lungen überraschend schnell mit Wasser gefüllt hatten. So ein Totekampf ist dann kaum anzusehen. Ihre arme Schwester muss das wohl sehr erschreckt haben, das habe ich ihr angesehen, als ich dann dazu kam. Leider konnte ich nichts mehr machen. Vielleicht hätte ich noch helfen können, wenn man mich rechtzeitig gerufen hätte.’ Der Arzt entschuldigte sich und er bat mich, euch nachträglich sein Mitgefühl auszusprechen.“

Gerhard Wall machte eine Pause. Jakob Quiring schaute nach unten und rührte sich nicht. Nur seine Hand, die den Kaffeebecher hielt, zitterte.

„Ich bestätigte dem Arzt seine Vermutung, dass deine Frau einen schweren

Schock erlitten habe“, beendigte Gerhard Wall seinen Bericht, „doch über die Folgen und über Prediger Maier habe ich ihm natürlich nichts gesagt. Er hätte es wohl auch nicht verstanden. Aber muss man nicht zugeben, Jakob, dass Friedas schwerer Todeskampf nichts mit einer vorliegenden Schuld zu tun hatte und auch nichts mit Dämonen und nichts mit einer okkulten Belastung?“

„Das verstehst du nicht, Gerhard“, sagte Jakob Quiring sehr entschieden, und er schaute seinem Freund nun offen ins Gesicht. „Du hast das alles nicht erlebt und du hast auch nicht die Hilfe erfahren, die wir erfahren haben. Das alles hat für unser Glaubensleben eine viel tiefere Bedeutung gehabt als nur die Befreiung von den bösen Geistern. Wir sind andere Menschen geworden, und wir möchten nie mehr zurück in jene Gleichgültigkeit, in der wir vorher gelebt haben. Auch Prediger Maier meint, dass du sehr weit weg bist vom bibeltreuen Glauben. Er meint, du seiest zu liberal und das sei der Zeitgeist, der überall in den Gemeinden und Kirchen um sich greife. Was das ist, weiß ich zwar nicht genau, doch ich weiß, dass wir uns in Neuhoffnung wohler fühlen als bei euch hier in Witmarsum, und ich weiß auch, dass Bruder Maier uns mehr geben kann als du und unsere Gemeinde. Wir wollen dort bleiben.“

„Das möchte ich auch nicht einmal verhindern“, sagte Gerhard Wall freundlich, „obwohl ich es bedaure, dass ihr nicht mehr in unsere Kirche kommt. Doch ich meine, dass es auch für einen Christen gut und heilsam ist, weiter über diese Fragen nachzudenken, auch über die Beutelratte und über die Krankengeschichte. Meinst du, dass es Frömmigkeit ist, wenn man die Augen verschließt? Ich möchte euch in Zukunft jedenfalls offen und freundlich grüßen, dich und Lena. Das sollte doch möglich sein.“

Beide mussten nun aufbrechen. Gerhard Wall reichte Jakob Quiring die Hand. „Kommt auch einmal wieder zu uns in die Kirche, nur, damit wir uns nicht ganz aus den Augen verlieren“, sagte er.

Jakob Quiring nickte, doch er sagte nichts, und beide gingen zu ihren Fuhrwerken.

Sonrisa

Beate Penner

„Levántense! Arriba, arriba!“ Diese Worte brüllend betrat der Offizier den Schlafraum seiner Untergebenen. Die Soldaten, die im ersten Jahr ihren Militärdienst leisteten, kannten dies schon. So wurden sie alltäglich aus ihren Träumen, wenn man das so nennen konnte, gerissen. Der Offizier war ein Mann im mittleren Alter und hatte seine Ausbildungszeit schon längst hinter sich. Von der strengen Regierung Stroessners war er geprägt worden. Härte und Unerbittlichkeit kennzeichneten sein ganzes Sein und Handeln. Sich mit diesen Anfängern zu beschäftigen und ihnen etwas beizubringen, sah er eher als lästige Pflicht denn als eine wichtige Aufgabe an. Früher hatte er gern in der Kaserne mit den „Frischlingen“ gearbeitet, aber heute zehrte diese Arbeit ganz einfach nur an seinen Nerven. Der frische Morgen, die wunderschöne Landschaft von Caacupé, in der sie lebten, besänftigten seine miese Laune überhaupt nicht.

Noch einmal hörten die Soldaten sein Kommando und dann verließ er den Raum. Jetzt wussten sie: In zehn Minuten beginnt unsere morgendliche Übung und das heißt, in spätestens neun Minuten haben wir draußen in Reih und Glied zu stehen. Dany, der einer von den Ältesten war und gleichzeitig auch zu den Verantwortlichsten gehörte, machte sich schleunigst auf die Beine und spornte durch sein Beispiel auch die meisten seiner Kameraden an, es ihm gleich zu tun. In weniger als sechs Minuten waren alle angezogen und fertig, ihren Tag zu beginnen. Dany wollte eigentlich schon den Raum verlassen, da sah er, dass einer seiner Kameraden noch im Bett lag. Seinem Verhalten nach zu urteilen dachte er auch gar nicht daran, in den nächsten fünf Minuten aufzustehen. Dany lief es eiskalt über den Rücken. Er wusste, dass der Offizier mit Spätaufstehern kein Erbarmen hatte. Er bemühte sich noch, den Liegenden aus dem Bett zu kriegen, doch da dieser nicht vorhatte aufzustehen, und er selber auf keinen Fall wegen diesem zu spät kommen wollte, lief er hinaus und stellte sich noch gerade rechtzeitig in die Reihe.

Der Offizier merkte sofort, dass nicht 20, sondern nur 19 junge Männer vor ihm standen. Seine Laune wurde dadurch natürlich nicht besser. Ohne irgendwelche Erklärungen abzuwarten, die die Sachlage eventuell erklärt hätten, reagierte er. Dany, der als erster in der Reihe stand, wurde wohl am härtesten davon betroffen. Ehe er sich versah, hatte er mehrere schallende Ohrfeigen bekommen. Diese waren so stark, dass er torkelte und hinfiel. Was weiter passierte, konnte Dany nachher nicht sagen. Seine Kameraden berichteten ihm, dass auch sie ziemlich heftige Schläge bekommen hätten. Aber in dem Moment, wo Dany seine Schläge erhielt, wurde es plötzlich ganz still um ihn herum. Mit dieser Stille fertig zu werden war viel schlimmer, als die Schläge zu verkraften, die ja sowieso auf seiner Tagesordnung standen. Es war so unheimlich still. Alles, was um ihn herum passierte, sah er wie im Zeitlupentempo an sich vorbeiziehen und nahm es doch nicht wirklich wahr. Seine Gedanken überschlugen sich. Was war passiert? Er beschäftigte sich so sehr damit, dass er nicht merkte, dass seine Kameraden Befehl zum Laufen bekommen hatten. Da er ja auch die Worte des Offiziers nicht hörte, rührte er sich nicht vom Fleck. Dafür steckte er erneute Schläge ein. Der Offizier schlug auf ihn ein, und zwar so lange, bis er merkte, dass irgendetwas nicht stimmte und er ihn zur Stationsschwester schickte.

Acht Tage lang lebte Dany in dieser Welt der Stille, der Ungewissheit und der Angst. Dann, am neunten Tage, er war gerade dabei, sich für den Abendsport fertig zu machen, hörte er die Stimme eines Kameraden, der einem anderen etwas zurief. Im ersten Moment nahm er es nicht richtig wahr. Doch plötzlich schrie er laut: „Ich hab etwas gehört! Ich kann wieder hören!“ Diese frohe Nachricht konnte er unmöglich für sich behalten! Leider hielt dieses Hören nicht lange an, sondern verschlechterte sich gleich wieder. Es blieb aber so viel, dass er den Geschehnissen um sich herum einigermaßen folgen konnte.

Nach seinen zwei Dienstjahren im Militär, die er mit Mühe und Not hinter sich brachte, kam er zurück in sein Heimatstädtchen Itacurubi del Rosario. So langsam lernte er, mit seiner Hörbehinderung umzugehen. Die Jahre vergingen und er lernte ein junges Mädchen kennen und lieben, die ihn so, wie er war, annahm, liebte und heiratete.

Dany war glücklich. Doch schon bald nach der Hochzeit merkte er, dass sein Hören sich rapide verschlechterte. Zuerst weigerte er sich, sich dies einzugestehen und seiner Frau davon zu erzählen, doch es war nichts zu machen: Er hörte mit jeder Woche schlechter! Als nach einigen Ehejahren die erste Tochter das Licht der Welt erblickte, hörte er nicht, wie sie weinte und nach Essen oder ihrer

Mutter verlangte. Er hörte auch nicht, wie sie das erste Mal „Papá“ rief oder wie sie am ersten Schultag nach Hause kam und begeistert berichtete, dass sie bereits einen Buchstaben kenne. Er musste sich damit begnügen, seine hübsche Tochter mit den Augen zu bewundern, und musste sich gleichzeitig mit der Tatsache abfinden, absolut nichts mehr zu hören! Dies war nicht einfach, nicht für ihn, nicht für seine Frau und auch nicht für seine zwei Töchter, die später noch folgten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit dem Herzen hören zu lernen. Und das tat er!

Heute sind seine Töchter erwachsen. Seit einigen Jahren kann er dank der Mithilfe einiger wohlhabender und gut meinender Menschen mithilfe eines Hörgerätes etwas hören. Es ist zumindest so viel, dass er sich notgedrungen verständigen kann. Er unterhält sich mit seinen Töchtern über ihre Zukunft und holt einiges nach, was in der Vergangenheit verpasst wurde. Dany arbeitet als Tagelöhner in der Kolonie Friesland. Viele Menschen kennen ihn, aber nicht als Dany, sondern nur schlicht und einfach als „Sonrisa“. Wieso? Dany hat gelernt, mit seinem Herzen zu hören. Er strahlt eine Zufriedenheit aus, die man bei manch gesunden Menschen nicht finden kann. In seinem Herzen hat er Frieden, mit sich und seinen Mitmenschen. Sein Mund lächelt eigentlich immer. Teils drückt dieses Lächeln seine frohe Stimmung aus, teils aber auch eine große Unsicherheit. Wer ihn etwas näher kennt und mit ihm ins Gespräch kommt, weiß eines: Je mehr und je öfter er lächelt, desto sicherer kann man sich der Tatsache sein, dass er nichts versteht! Um sich mit ihm zu verständigen bedarf es nicht der verbalen Kommunikation. Man versteht sich mit ihm, ohne viele große Worte zu machen.

Ich weiß nicht, ob er bekennender Christ ist. Aber eines bin ich mir sicher: Er lebt nach Jesu Grundsatz „Vergib mir meine Sünden, wie auch ich vergebe meinen Mitmenschen!“ Von der ganzen Lebenshaltung dieses armen, gutmeinenden Tagelöhners kann so mancher etwas lernen!

Verbannt

Beate Penner

„Pass doch auf! Was ist denn heute mit dir los?“ Diese Worte, die nicht gerade liebevoll klingen, gelten Heinrich. Soeben hat er mit seiner Hacke so heftig daneben gehauen, dass er beinahe einen Arbeitskollegen verletzt hätte. Tja, was ist denn eigentlich heute los? Heinrich weiß es selbst nicht genau. Er kann sich einfach nicht konzentrieren. Ständig gleiten seine Gedanken zurück in die Vergangenheit. Liegt es daran, dass heute vor genau zwölf Jahren seine erste Tochter geboren wurde? Oder daran, dass es heute exakt zwei Jahre her sind, seit er sie zum letzten Mal gesehen hatte? Ist dies der Grund für seine Zerstreuung? Eigentlich, so denkt er, müsste er sich doch schon längst daran gewöhnt haben, von seiner Frau, seiner Zwölfjährigen und seinem etwa zwei Jahre jüngeren Sohn getrennt zu leben. Die Zeit heilt alle Wunden, so hatte seine Großmutter immer gesagt. Bei aller Liebe zu seiner schon längst verstorbenen Großmutter, dieses Sprichwort trifft bestimmt nicht auf sein Leben zu. Dazu hat er zu viel Schlimmes erlebt...

Schon wieder ist er seinen Träumen verfallen. Er muss sich einfach zusammenreißen, sonst wird er mit Schlägen bezahlen müssen. Und dafür hat er heute echt keine Energie. Der Aufseher hat sein wachsames Auge schon seit einiger Zeit auf ihn gerichtet. Das verheißt nichts Gutes!

Endlich ertönt der langersehnte Ruf: Schluss für heute! Es ist wie Musik in den Ohren der über Tausend Strafgefangenen, die in den Bergwerken hoch oben im sibirischen Russland zum Arbeiten verdammt sind. Menschen verschiedener Herkunft und verschiedenen Glaubens, die aber eines gemeinsam haben: Sie sind aus ihrer vertrauten Umgebung und ihren lieben Familien herausgerissen und nach dem eiskalten Sibirien verschleppt worden, von dem es immer heißt, dass niemand es je wieder lebendig verlasse. Sie werden vereint durch ein gemeinsames Schicksal: Zu schufteln und zu rackern, bis der Tod sie auf ewig ruhen lassen wird.

Heinrich ist so erschöpft nach diesem Arbeitstag, dass er sich am liebsten in eine einsame Ecke zurückgezogen hätte, um von allem und allen Abstand zu nehmen. Doch dies ist für ihn eine Utopie. Seit mehr als einem Jahr, das er hier im Lager verbracht hat, hat es keine Minute gegeben, die er allein zubringen konnte. Wo denn auch? Den ganzen Tag über ist er mit seiner Arbeit beschäftigt und, sofern sie einmal im Lager sind, teilt er sich die abscheulich stinkende Baracke mit etwa 200 Männern. Alles, was ihm also als sein Eigen bleibt, sind seine Gedanken. Zumindest hier kann er mit seiner Familie vereint sein. Keiner der Aufseher kann ihn für seine Gedanken bestrafen, denn sie können ja Gott sei Dank nicht in sein Innerstes schauen. In der Schule gehörte Schreiben zu Heinrichs Lieblingsfächern. Wenn er einen Stift in die Hand bekam, flossen seine Gedanken regelrecht aufs Papier. Schon oft hat er sich deshalb auch gewünscht, er hätte hier ein Tagebuch und einen Stift, damit er seine Gedanken festhalten könnte. Aber er hat's nicht – und vielleicht ist es auch gut so. Solange er seine Gedanken für sich ganz allein behält, kann keiner etwas gegen ihn verwenden.

Nach einer kurzen „Mahlzeit“, die aus einem schleimigen Brei und einer getrockneten Brotscheibe besteht, ziehen sich die meisten Männer zurück in ihre Betten. Einige wenige gehen heimlich noch eine Zigarette rauchen – von wo sie die immer wieder bekommen, wissen die meisten nicht. Heinrich legt sich auf seine steinharte Matratze, zieht seine schmutzige Decke über den Kopf und kann trotz seiner Müdigkeit nicht einschlafen. Neben ihm liegt sein Freund, Abram Peters, der schon nach einigen Minuten tief und fest eingeschlafen ist. Sein Schnarchen stört Heinrich nicht mehr. Anfangs hatte er große Probleme gehabt, sein „Schlafzimmer“ mit 200 schnarchenden und in der Regel stinkenden Männern zu teilen. Doch was war ihm anderes übrig geblieben, als sich seinem Schicksal zu fügen? Rebellion hätte ihn in seiner Situation nicht weitergebracht.

Nach kurzer Zeit verbreitet sich allgemeine Ruhe im Saal. Endlich kann Heinrich sich seinen Gedanken hingeben...

Gerne denkt er an die Zeit zurück, als er Anna, seine geliebte Frau, kennen lernte. Heinrich hatte schon bei ihrer ersten Begegnung gespürt, dass dies die Frau seines Lebens werden würde. Erfahrung hatte er in dieser Hinsicht noch keine gehabt. Mit seinen damals 17 Jahren war er ein hübscher Junge gewesen, der aber nicht viele Freunde gehabt hatte. Heinrich war irgendwie anders als seine Altersgenossen. Er las gerne, schrieb gerne Geschichten und hatte gute Aussichten, ein Studium abzuschließen. Die Jungen in seinem Alter nannten ihn immer spöttisch den „Jegrommden“. Sie hielten von Bildung nicht viel. Sie hat-

ten ihre Pflicht-Schuljahre irgendwie hinter sich gebracht und arbeiteten jetzt bei ihren Vätern. Das bedeutete hart anpacken. Heinrichs Vater war in dieser Hinsicht sehr tolerant. Er selbst war nicht gebildet, unterstützte seinen Sohn aber voll und ganz.

Da Anna zu dem Zeitpunkt ihres ersten Treffens erst knappe 15 war, musste Heinrich warten. Er schloss dann in Chortizta im Lehrerseminar seine Ausbildung ab, kam nach drei Jahren zurück nach Rosenthal, seinem Heimatdorf, und heiratete Anna. Da sein Vater nicht nur tolerant, sondern auch vermögend war, vererbte er Heinrich sein großes Gut. Finanziell hatte es Heinrich also nicht schwer gehabt. Auch sonst war es ihm gut ergangen. Er hatte eine Stelle an der Mädchenschule in Rosenthal bekommen und unterrichtete mit Leib und Seele, hatte eine liebe Frau und in ihrem Dorf herrschte Frieden. Was konnte man sich Besseres wünschen?

Die Jahre vergingen. Die Kinder, die bei anderen Ehepaaren in den ersten Ehejahren kamen, blieben bei Heinrich und Anna aus. Obwohl es Anna schwer fiel, dies zu akzeptieren, machte Heinrich sich keine allzu großen Gedanken.

Heinrich war es wichtig, dass er sich, auch wenn er sein Studium abgeschlossen hatte, ständig weiterbildete. Deshalb abonnierte er eine russische Zeitschrift, die ihm ein Studienfreund regelmäßig zukommen ließ. Aus dieser Zeitschrift erfuhr er dann stets das Aktuellste aus dem Weltgeschehen. So bekam er auch mit, dass der Erste Weltkrieg ausgebrochen war. Interessiert verfolgte er die Entwicklung des Krieges. Sein nahes Umfeld war nicht betroffen. Die meisten Dorfbewohner interessierten sich auch nicht dafür. Wieso auch? Ihnen ging es ja nicht schlecht.

Anfang des Jahres 1916, als der Krieg in vollem Gange war, war es dann nach 15 Ehejahren endlich soweit: Anna war schwanger! Heinrich war überglücklich! Er konnte sein Glück kaum fassen, denn mittlerweile hatte auch er die Hoffnung schon fast aufgegeben. Durch diese frohe Botschaft vergaß er für kurze Zeit ganz die Sorgen, die ihn in letzter Zeit bedrückten. In seinen Zeitschriften las er immer öfter davon, dass eine Gruppe der russischen Bevölkerung, die sich Bolschewiken nannten, vorhatte, den Zaren zu stürzen. Das bedeutete ja nicht einfach, einen Regenten zu stürzen. Das bedeutete, die etwa 300-jährige Romanow-Dynastie zu beenden. Das konnte nicht gut gehen. Eine Revolution würde unumgänglich sein. Und ob dieser Lenin, wie sich der Anführer der Bolschewiken nannte, das russische Volk besser führen würde als die bisherigen Zaren, bezweifelte Heinrich. Tiefdrinnen beschäftigte er sich viel mit der politischen Situation seines Landes. Er hatte ein ungutes Gefühl, als ob er damals schon ge-

ahnt hätte, dass er eines Tages eines der Tausenden Opfer dieser Regierung sein würde.

Seine Tochter wurde geboren, und zwei Jahre später noch ein gesunder kleiner Junge. Bei Heinrich und Anna war das Glück im Hause eingeekehrt. Doch dieses Glück wurde durch die äußeren Umstände sehr gedämpft. Der Zar war gestürzt und die ganze Zarenfamilie umgebracht worden. Die neue Regierung war instabil und die ganze Situation in Russland war so unsicher, wie man es bisher nicht gekannt hatte. In den mennonitischen Dörfern war sich keiner seines eigenen Lebens mehr sicher. Nestor Machno zog mit seinen Banden durch die Dörfer und mit ihm Hass, Gewalt und Tod. Er hatte Freude daran, Kinder zu töten, Frauen erst zu vergewaltigen und dann zu töten und Scheunen und Häuser in Brand zu setzen.

Viele Dörfer wurden größtenteils ausgerottet. Wie durch ein Wunder wurde Heinrichs Dorf nicht angetastet. Heinrich und Anna, und natürlich die restlichen Dörfbewohner auch, lebten zwar in ständiger Angst, blieben aber vor den Machnowzys verschont.

Die Jahre zogen dahin und die politische Situation in Russland wurde immer unstabiler. Die Mennoniten mussten ihre schönen Höfe abgeben und lebten und arbeiteten in Kolchosen. Für viele von ihnen war der Sinn des Lebens verloren gegangen. Besonders da, wo bereits so viel Schweres erlebt worden war. Die Gesichter drückten dies aus: Die Gesichtszüge waren hart, gelächelt wurde jetzt nur noch selten.

Heinrich hatte durch alle Jahre hindurch in der Mädchenschule unterrichtet. Nach wie vor machte ihm sein Beruf Spaß. Doch es wurde immer gefährlicher, die Situation immer prekärer. Und eines Tages war es dann soweit: Heinrich hatte unüberlegt etwas gegen die russische Regierung gesagt. Dies war natürlich dem Spitzel im Dorf zu Ohren gekommen, dessen Tochter er in seiner Klasse hatte. Das bedeutete, er stand auf der „Schwarzen Liste“ der Regierung. In letzter Zeit hatte er schon oft miterlebt, wie Bewohner seines Dorfes über Nacht „abgeholt“ wurden. Würde ihm dasselbe Schicksal bevorstehen? Heinrich hatte nicht lange Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

Es war der 5. April 1926. Sie hatten im Kreise der Familie den zehnten Geburtstag seiner Tochter Tina gefeiert. Eigentlich hieß sie Katharina, aber er liebte es, sie einfach nur Tina zu nennen. Abends hatten sie gemeinsam gegessen und gesungen. Die Kinder waren gerade erst zu Bett gebracht worden - vor dem Schla-

fengehen hatte er seine „Großen“ noch einmal in die Arme genommen - da hatte es plötzlich geklopft. Dass zu dieser nächtlichen Stunde kein Nachbar zu Besuch kommen würde, war ihm klar. Doch wer wollte jetzt noch etwas von ihnen? Mit klopfendem Herzen hatte Heinrich die Tür geöffnet und war von vier Männern der NKDW begrüßt worden. In den paar Minuten, die er bekommen hatte, hatte er Abschied von Anna genommen und noch einmal einen letzten Blick auf seine schlafenden Kinder geworfen. Würde er sie wieder sehen? Es könnte ja sein, dass sie ihn nur für ein Gespräch holten und dass er morgen früh wieder da sein würde.

Doch dem war nicht so. Dies war Heinrichs letzter Abend in seinem Haus und bei seiner Familie gewesen. Er hatte sie nicht wieder gesehen. Heute auf den Tag genau waren es zwei Jahre.

Nach dem Abschied von seiner Frau war er mehrere Tage in einem Gefängnis gewesen, wo er in den Nächten unter großen Misshandlungen gezwungen worden war, zu gestehen. Und Heinrich hatte gestanden; Sachen, von denen er überhaupt keine Ahnung hatte. Er hatte gehofft, dass dies der schnellste Weg sei, wieder zurück zur Familie zu kommen. Doch er hatte sich getäuscht. Gott hatte etwas anderes vorgehabt. Gott? Glaubte er denn wirklich, dass dies Gottes Wille war? Stand Gott hinter den Vorgehensweisen der russischen Regierung? Heinrich hatte stets versucht, in allem Gottes Willen zu erkennen. Jetzt fiel es ihm immer schwerer. Gott konnte doch nicht so grausam sein. Oder doch?

Der Weg ins Straflager in Sibirien war unendlich weit gewesen. Immer wieder war in ihm der Wunsch hoch gekommen, die Flinte ins Korn zu werfen. Was hatte es denn für einen Sinn? Seine Familie würde er eh nie wiedersehen. Wieso dann nicht aufgeben? Dieser Gedanke war ihm während des langen Fußmarsches immer wieder gekommen. Doch nicht einmal jetzt im Lager, unter den schwierigsten Arbeitsbedingungen, gab er auf. Wieso nicht? Er wusste es nicht.

Von einem anderen mennonitischen Gefangenen im Lager hatte er gehört, dass eine Gruppe Russland zu verlassen suchte, um in Deutschland oder Kanada eine neue Heimat zu suchen. Würde Anna unter ihnen sein? Würde sie denken, er sei schon lange tot? Er wusste es nicht. Aber er hoffte es so. Heinrich hatte die Hoffnung, je wieder nach Hause zu kommen, längst aufgegeben. Jetzt hoffte er nur noch, dass seine Frau und seine beiden Kinder lebten und weiter leben sollten, wenn auch im fernen Deutschland oder in Kanada. Er selbst hatte sich damit abgefunden, Tausende von Kilometern von seiner Heimat entfernt und fern seiner Familie sterben zu müssen.

Doch trotzdem ertappt er sich immer wieder dabei, wie er sich immer öfter die Fragen stellt: Was wäre, wenn ich damals nicht... Was wäre, wenn ich doch noch eines Tages...

Diese Gedanken bringen ihn regelrecht um den Verstand. Vorwürfe und Selbstverteidigung gehen in seinem Inneren Hand in Hand und wechseln sich ab. Es findet ein ständiger Kampf in ihm statt, der ihn nicht zur Ruhe kommen lässt.

„Heinrich! Heinrich!“ Die Stimme, die immer lauter wird und Abram Peters, seinem Bettnachbarn gehört, reißt ihn aus seinen tiefsten Träumen. Oder waren es nur seine Gedanken? Heinrich weiß es nicht genau. Er weiß nicht, wie lange er dagelegen und nachgedacht hat. Er weiß nicht einmal, ob er in diesen sechs Stunden Bettruhe überhaupt geschlafen hat. Er will es auch nicht wissen. Langsam steht er auf und bereitet sich für einen weiteren Tag in seinem Leben vor. Einen Vers, den seine Oma gern zitierte, ist: „Denen die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.“ Heinrich ist sich da nicht mehr so sicher. Manchmal denkt er, dass Gott die Kontrolle über so manches in der Welt einfach verloren hat. Es kann doch nicht sein, dass seine jetzige Situation ihm und seiner Familie irgendwann zum Guten dienen kann. Oder etwa doch? Einige seiner Glaubensgenossen hier im Straflager halten am Glauben fest. Sie schreiben Briefe nach Hause, in denen sie immer wieder betonen, dass die Angehörigen Gott treu bleiben sollen. Wiederum andere, die früher treue Gemeindeglieder waren, haben Gott fallen gelassen. Sie sind verbittert und hassen Gott.

Heinrich selbst schwankt zwischen diesen beiden Gruppen. Tief in seinem Innersten weiß er, dass Gott immer die Übersicht über alles behält. Doch es gibt so vieles, was er erlebt hat und was nicht mit Gottes Liebe übereinstimmt. Es findet ein Kampf in ihm statt. Wer diesen Kampf gewinnen wird, weiß Heinrich noch nicht.

Überlegungen eines Studenten

Eugen Friesen

Es saß einst ein Student der Literatur
und grübelte, dachte und sagte: „Wie kann man nur
glauben an einen allmächtigen Gott,
den doch schon Nietzsche erklärte als tot.
Einen Gott, von dem manche behaupten,
er sei für ihr Leben
genauso wichtig wie der Weinstock für die Reben.“
Allerdings, das muss man sagen,
wollte er es nicht wagen
zu bestreiten, dass Gott existiere,
sondern nur, dass er über alles regiere.

Da saß er nun und überlegte
(wie er es häufig zu tun pflegte)
und kam zu dem Entschluss,
dass jeder Mensch sein Leben selber führen muss.
„Deshalb haben wir doch den Verstand“,
so dachte er und versuchte anhand
von ähnlichen Gründen
seine Theorie zufriedenstellend zu begründen.
Doch sollte jemand behaupten, dass er die Bibel nicht kenne,
der irrt sich gewaltig, denn ich meine
dass er sie besser kannte
als manch einer, der Christ sich nannte.

Wenn er in einsamen Stunden
an seinem Tische saß und reflektierte

und sich in den Werken
berühmter Denker, Theologen und Schriftsteller inspirierte
musste er immer wieder merken,
dass ihn die Religion mehr und mehr faszinierte.
Allerdings verstand er, je mehr er las und studierte
immer weniger, wie ein Gott,
der heilig und unbefleckt in den Himmeln thronte
allen zum Spott
es wagen konnte
seinen Sohn, und dann noch den einzigen, ins Unheil zu schicken.

Doch was am meisten ihn bewegte
und sein Misstrauen regte
war, dass diejenigen, die sich Christen nannten
zwar viele moralischen Richtlinien, Gebote,
Reglemente, Regeln und Verbote,
jedoch weder Mitgefühl, Barmherzigkeit noch Gnade mit ihren Gleichgesinnten
kannten.

„Wie kann das Reden mit dem Sein so verschieden sein“,
das wollte in sein Hirn nicht rein.
Fromme Reden mochten zwar schön und niedlich klingen,
und doch würde es niemandem gelingen
Menschen zu gewinnen und zu überzeugen,
wenn die Taten die eigenen Worte leugnen.

Friedrich Hegels Ideen, die diesen jungen Studenten
faszinierten, halfen ihm in diesen Momenten
seine Beobachtungen und Erkenntnisse zu formulieren
und seine eigene Theorie zu konstruieren.
Gott ist edel, groß, heilig und allmächtig
liebepoll, barmherzig und gnädig.
Doch der Christ, der Gott zu kennen meint
und sein Leben dahin lebt als gäbe es ihn nicht
hat somit dessen Existenz verneint
und beweist damit nur, dass selbst die beste Absicht
an einen Gott zu glauben nicht genügt
und dass selbst hier der Schein nur trägt.

Die These, die sich für ihn daraus ergab,
war, dass der Mensch sich gerne an ein höheres Wesen bindet,
aber nur dann, wenn er an ihm etwas findet,
das ihm einen Vorteil und Nutzen verspricht.
Doch erfüllt dieses Wesen ihm seine Wünsche nicht,
so streicht er es aus seinem Leben,
ohne sich selbst, seiner Ideologie oder gar Gott eine zweite Chance zu geben.

Da kreisen doch Geier!

Hannes Kalisch

I.

Er saß vor seinem Haus und genoss die Ruhe, das Gelächter der Kinder. Der Wind hatte nachgelassen. Es war nahezu dunkel.

– „*Taa, makhetquec nepva'alhva!* – Vater, die Rehsuppe ist gar!“

Er blickte über den Hof hinweg zum Haus seiner Schwiegereltern. Seine Schwiegermutter nahm eben den gusseisernen Topf vom Feuer und stellte ihn zwischen die Leute, die vor dem Haus saßen – nicht zu nahe am Feuer; es war heiß jetzt im Frühjahr. Der Schwiegervater legte ein Holzscheit nach, damit sie Licht hatten. Sein weißes Haar schimmerte in der aufflackernden Flamme. Er war es, der das Reh geschossen hatte. Das geschah nicht mehr oft. Die Zeiten, in denen man zwei Rehe an einem Tag erlegte, waren vorbei. Heute kam der Jäger meist leer nach Hause.

Gemächlich ging er über den dunklen Hof auf das Feuer zu. Seine Schwägerin trat aus dem niedrigen Haus; dort hatte sie wohl die Löffel geholt. Zusammen mit ihren drei Kindern war sie vom Ende des Dorfs zur Rehsuppe gerufen worden. Die Schwiegermutter breitete ihr Rehfell vor dem dreifüßigen Topf aus; die kleinen Enkel mochten es, bei ihr auf dem Boden zu sitzen. Sein neunjähriger Sohn trug den Hocker aus dem Stamm eines jungen Flaschenbaums herbei; der Kleine lehnte sich ans Knie seiner Mutter.

– „Mutter, Vater ist herangetreten!“

Seine Frau schaute kurz zu ihm auf. Sie kühlte die Rehbrühe für den Jüngsten in einer Kalebassenhälfte.

– „Setz dich auf den Eimer!“

Er stülpte den Eimer um und rückte ihn zu ihr. Vorsichtig aßen alle die heiße Brühe gemeinsam aus dem Topf; weil Besuch da war, teilte er den Löffel mit

seiner Frau. Nur die Kinder aßen für sich aus ihrer Kalebassenhälfte, das mochten sie.

– „Nimm von der Lunge!“

Die Brühe aus den Rippen und den Innereien des Rehs aß man als erstes, wenn ein Reh erlegt wurde. Sie war ein beehrtes Gericht.

Die Kinder waren satt und wurden lustig. Sein Schwiegervater hatte es ihm überlassen, das Reh auszunehmen, und er hatte das Fell aufgespannt, damit es trocknete. Dabei hatte ihm sein dreijähriger Sohn zugeschaut, und nun erzählte er davon. Die Erwachsenen lachten. Sie mochten die frische und unbeholfene Sprache des Kindes.

– „Großvater, erzähl doch was!“

Seine Frau stellte den leeren Topf beiseite, und der Schwiegervater erwiderte:

– „Möchtet ihr vom Fuchs hören, der vom Geier lernen wollte, wie man Fleisch besorgt?“

Er begann zu erzählen, wie der Geier den Fuchs hereingelegt hatte. Die Schwiegermutter spülte nebenbei den Topf aus und setzte den Rehkopf auf; es würde seine Zeit brauchen, bis der gar war. Das war eine alte Regel, an die sie sich hielt: Man durfte nichts umkommen lassen. Der Jäger würde auf kein Reh mehr treffen, wenn seine Beute nicht geachtet wurde und Fleisch verdarb. Der Vogel *Yammeeme* versteckte das Reh dann nämlich; man traf einfach kein Reh mehr an. *Yammeeme* ist der Beschützer des Rehs. Die Jungen waren in diesen Sachen nicht mehr so strikt, und tatsächlich, es war nun schwer, Rehe zu erjagen. Wusste man sich aber angemessen zu verhalten, wies einen *Yammeeme* durch seinen Ruf auf Beute hin. Geier reißen sich selbstsüchtig um Aas. *Yammeeme* aber teilt Fleisch aus.

Die Kinder wurden ruhiger; der Schwiegervater wechselte das Thema:

– „Schaut, wie gut es ist, wenn wir lustig sind. So war es oft, als ich jung war. Damals aßen wir jeden Tag Fleisch. So wie eben wurden alle zusammengerufen, wenn es gekocht war. Wir waren uns gegenseitig zugetan. Wir riefen uns gegenseitig zum Essen. Wir teilten, und wir teilten uns mit. Wir sprachen miteinander ab, was zu tun war. Wir trennten uns nicht. Wir lebten gemeinsam.“

Der Schwiegervater machte eine Pause, und er reichte ihm die *Guampa* zum Trinken. Seine Frau ging ans Feuer und schob das Holz unter dem Topf nach. Der Rehkopf köchelte vor sich hin.

– „Wir lebten gemeinsam. So war es, als wir noch selbständig lebten, als es hier nur unsere Sprache gab. Da waren wir einander gegenseitig zugetan, es herrschte *nengelaasekhammalhcoo*.“

Dieses Wort verwendete sein Schwiegervater oft.

– „Wir waren uns nicht selbst genug. Wir warteten nicht darauf, dass der Andere sich uns zuwendete. Wir selbst wendeten uns von uns aus dem Nächsten zu. Wir warteten nicht auf Andere, wir handelten selbst.“

Seine Schwiegermutter drehte den Rehkopf im Topf mit dem Messer, so dass er von allen Seiten gleichermaßen garen konnte. Das Feuer flackerte kaum noch. Es war schwer geworden, an Brennholz zu kommen.

– „Ich begleitete Vater auf der Jagd und lernte jagen. Ich folgte Onkel auf das Feld und er erklärte mir, wie man pflanzt. Ich beobachtete Großvater auf dem Fest und begriff, wie man Anderen wohlgesonnen ist. Ich nahm am Leben der Erwachsenen Teil und lernte dabei. Ich lernte zu handeln. Ihr seht das bis heute.“ Der Rehkopf war nun gar. Die Schwiegermutter nahm ihn aus dem Topf und legte ihn auf einen Sack.

– „Wo hast du die Axt hingelegt? Ich möchte den Kopf aufspalten.“

Das Fleisch hielt sich länger als die Innereien und der Kopf und konnte aufbewahrt werden. Allerdings war es schnell unter die Kinder und Nachbarn verteilt. Einen Schenkel aber hatte seine Schwiegermutter für morgen übrig behalten. Er selbst jedoch würde davon nichts essen. Morgen war Montag und er würde früh von seinem *Patrón* abgeholt werden.

II.

Die Kinder erkannten die Fahrzeuge der Arbeitgeber ihrer Väter schon von weitem am Motor.

– „¡*Taa, va'actaac lengco pac!* – Vater, dein *Patrón* kommt!“

Er drehte sich um und kam zum Haus zurück. Eine Weile schon wartete er darauf, dass sein *Patrón* ihn abholte. Dabei war er an das Feld hinterm Haus getreten. Am Samstag vor einer Woche hatte er mit seiner Frau Kürbisse gesteckt; die waren inzwischen aufgegangen, auch der Mais, die Wassermelonen. Sie hatten Glück gehabt – bis der Traktor ins Nachbardorf gekommen war, war der Boden dort fürs Pflügen schon zu trocken. Sein Schwiegervater erzählte manchmal, dass sie früher mit dem Spaten pflanzten, sobald ein Regen fiel. Das schien heute unwirklich. Heute wartete man auf den Traktor, wenn es regnete. Sie hatten sich daran gewöhnt, dass der Traktor pflügen musste. Man säte nicht mehr ohne Traktor. Darauf spielte sein Onkel neulich an, als er bei ihm Kürbissamen holte:

– „Viele Jahre hat man uns zu verstehen gegeben, dass die neuen Sachen besser sind als unser eigenes Handeln. Schließlich haben wir unsere Zukunft an dem

ausgerichtet, was man uns immer gesagt hat. Wir haben all unsere Hoffnung darauf gesetzt,“ hatte Onkel bemerkt. „Ist es denn denkbar, dass das umsonst war? Können wir denn unsere Hoffnung ein zweites Mal ändern?“

Der *Patrón* war auf den Hof gefahren.

– „*Foadich?*“, rief er aus dem Auto heraus. „Bist du fertig?“

Er lachte den *Patrón* durch das Autofenster hindurch an; es fiel ihm schwer, seine Familie zu verlassen. Seine Frau reichte ihm die Tasche mit seinen Sachen und er bestieg die Ladefläche des Wagens.

– „Vater, bring mir einen Joghurt mit!“

Es fiel ihm nicht leicht, den größten Teil der Zeit von seiner Familie getrennt zu sein. Früher war seine Frau mit auf den Hof des *Patróns* gegangen. Dann war jedoch sein Ältester in die Schule gekommen. Nun musste sie zu Hause bleiben. Er hatte die Einschulung seines Sohnes hinausgezögert, aber schließlich wurde er acht. Ihm sei die Zukunft seiner Kinder gleichgültig, hätte man über ihn gesagt, wenn er noch länger gewartet hätte. Die Schule war unumgänglich. Sie war ein Teil des Lebens geworden, so wie geboren werden, heiraten oder sterben. Offensichtlich war sie nötig. Für den Fortschritt, hieß es. Damit es allen einmal besser gehe, wurde gesagt. Er selbst brauchte das kaum, was er in der Schule gelernt hatte. Und die, die sechs Jahre länger in die Schule gegangen waren als er, wurden auch nur Traktorfahrer und Melker. Oder sie arbeiteten wie er mit dem Vieh. – Mit dem Vieh zu arbeiten, das stand auch heute wieder an. Sein *Patrón* wollte in dieser Woche Rinder verkaufen.

– „Wir werden Geld verdienen!“, hatte er am Freitag angekündigt.

Es wurde wieder Fleisch ins Ausland verkauft und der Viehpreis war gestiegen.

III.

Er nahm zwei Becher Joghurt für seine Kinder aus dem Kühlregal. Damit wollte er ihnen etwas Besonderes mitbringen.

– „*Foadich?*“

Es war Freitag Nachmittag; der Laden war voller Leute. Sein *Patrón* drängte, er wollte ihn schnell nach Hause bringen. Er beeilte sich. Ah! es fehlten die Batterien für den Kassettenrekorder; Musik verschönerte den Abend. Dann die bunten Schlappen für seine Frau; er wollte ihr eine Freude machen. Er trat an die Kasse und legte die Sachen aus seinem Einkaufskorb auf die Theke. Zuletzt nahm er drei Kilo Knochenfleisch aus dem Korb. Das Radio hatte es bereits angekündigt: Das Fleisch war teurer geworden; es wurde ja nun ins Ausland verkauft. In der vergangenen Woche hätte das Geld, das er heute für die Knochen bezahlte, noch

für vier Kilo gereicht. Endlich verließ er den Laden, stellte seinen Sack mit Lebensmitteln auf die Ladefläche des Wagens und setzte sich daneben. Es ging nach Hause.

Das Auto fuhr schnell durch eine Kurve, und er stützte seinen Sack mit Lebensmitteln, damit er nicht umkippte. Lange reichte ein solcher Sack nicht. Da waren ja nicht nur seine Schwiegereltern. Auch seine alten Eltern lebten noch. Selbst wenn man immer nur wenig gab, reichte es nicht für alle, denen man Gutes tun wollte. Schon morgen würde das Knochenfleisch aufgebraucht sein. Er selbst hatte auf dem Hof des *Patróns* genug zu essen. Als früher seine Familie mit ihm dort lebte, wurden alle satt. Nun aber hatten seine Kinder unter der Woche Hunger. Zwar erlebte er sie nur freudig, wenn er am Freitag nach Hause kam. Dennoch war ihm ständig gegenwärtig, wie die Familie in seiner Abwesenheit lebte. Es erging ihr fast so wie zu der Zeit, als er seine Arbeit aufgegeben hatte. Er hatte damit die Trennung vermeiden wollen. Es waren ja genug, die darauf warteten, einen *Patrón* zu finden und ihn abzulösen. In manchen Monaten hatte das Feld etwas hergegeben und machte Freude. Aber das Feld allein genügte nicht. Oft hatte er nicht antworten können, wenn die Kinder um etwas zu essen baten. Das fiel ihm schwer. Zudem hatte man ihm zu verstehen gegeben, er solle sich nicht um seine Familie kümmern. Nun arbeitete er wieder. Sein *Patrón* hatte ihn gern wieder genommen, er hatte seine Zuverlässigkeit schätzen gelernt.

Er fühlte nach dem Geld in der Hosentasche. Da blieb nicht viel, was er seiner Frau am Montag für die Woche lassen konnte. Er hatte zwar gehört, dass jetzt gut für das Vieh gezahlt wurde, mit dem er arbeitete. Sein Wochenlohn jedoch war derselbe geblieben. Er hatte gar nicht erwartet, dass der steigen könnte. Einmal hatte der *Patrón* ihm alles erklärt: Du fängst am Montag erst gegen Mittag zu arbeiten an und freitags hörst du schon am Nachmittag wieder auf. Außerdem wird dir jeden Tag Essen gebracht. Das muss ja auch bezahlt werden. Es leuchtete ein, dass da nicht viel übrig bleiben konnte, und er hatte geschwiegen. Natürlich hätte er einwenden können, dass die Kinder des *Patróns* viele Sachen besaßen, anders als seine. Dabei arbeiteten doch ihre Väter gemeinsam und schwitzten gleichermaßen in der Hitze. Es war aber nicht seine Art zu diskutieren. Und überhaupt ging ihm die Sprache des *Patróns* schwer über die Zunge. Wie sollte er sich da mitteilen?

Der Wagen fuhr schnell an einem Radfahrer vorbei. Es war sein Nachbar. Er winkte ihm vom Fahrzeug herunter zu, bevor ihn die Staubwolke hinter dem Auto verschluckte. Sie näherten sich dem Dorf. Sobald sein Jüngster das Auto erkannte, würde er allen zurufen, sein Vater ist gekommen. Er würde dem Auto

entgegen zur Straße rennen. Als er seinen Sohn so vor sich sah, lachte er. Er war von jung auf dazu hingeführt worden, wie man seine Freude bewahrt. Seinem Nachbarn war das nicht gelungen. Der hatte sich dem Schmerz hingegeben, den alle oft in sich fühlten. Er hatte aufgehört zu kämpfen. Er überließ es seiner Frau, die Kinder durchzubringen. In der Familie unterhielten sie sich immer wieder darüber, wie man heute zusammenlebte und über die Schwierigkeiten dabei. Oft kam die Rede darauf, wie die *Patrones* lebten. Sie sollten daran denken, dass wir sie hier aufgenommen haben, sagte sein Schwiegervater dann manchmal. Ihm war jedoch klar, dass man seine Rechte nicht selbst verteidigte. Es ist nämlich gut, so hatte er von klein auf gelernt, wenn man die Rechte seines Nächsten von sich aus erkennt und ernst nimmt. Das nannte man *nenge-laasekhammalhcoo*, sich gegenseitig zugetan sein. Wenn man die Verteidigung seiner Rechte dagegen eigenständig in die Hand nimmt, wird man schnell *nengloom*, aufbrausend und unbeherrscht im Umgang mit dem Nächsten. War man aber *nengloom*, wusste man nicht mehr sich angemessen zu verhalten. Man dachte nur noch an sich selbst. So war es bei den *Sengelpaalha 'vay'*, denen, die heute unter ihnen lebten. Die sind schnell erregt, wenn sie mit Anderen sprechen. Gewiss, zornig hätte er anders gekämpft. Aber er wäre auch anders verzweifelt.

IV.

Das Fahrzeug hielt kurz vor dem Dorf; der *Patrón* urinierte am Wegrand.

– „Da kreisen doch Geier!“, rief er ihm über die Schulter zu.

Als das Auto ins Dorf fuhr, kam ihnen ein unerträglicher Gestank entgegen. Bald erkannte er die Ursache: Eine große Menge verstreuter Rinderknochen lag an der Straße. Ein Hund nagte im Gras neben dem Weg an einem Kuhkopf. Abgeschälte Schulterblätter lagen umher, Kuhbeine, Schwänze. Der Wagen fuhr an einem aufgedunsenen Kalb vorbei, das von Fliegen bedeckt war. Der *Patrón* vorne drehte das Fenster hoch und fuhr schneller.

Das Auto bog in die Hofeinfahrt ein und sein Jüngster rannte ihm entgegen.

– „i *Va'actaac taata!* – Vater ist gekommen!“

Der Wagen kam beim Haus zum Stehen. Seine Frau nahm den Sack mit Einkäufen entgegen; er selbst ergriff die Tasche mit seinen Sachen und sprang vom Auto.

– „Hast du den Joghurt mitgebracht?“, jauchzte der Kleine.

Der *Patrón* stieg aus dem Wagen und warf ihm von der anderen Seite des Autos einen fragenden Blick zu:

– „Die Knochen?“

Er gab den Blick an seine Frau weiter.

– „Es war vor drei Tagen in der Abenddämmerung,“ erklärte die in gebrochenem Spanisch. „Ein Lastwagen ist gekommen, der hat Knochen aus dem Schlachthof gebracht.“

Der *Patrón* nickte. Ja, er kannte den neuen Schlachthof in der Stadt, der gewinnträchtige Fleischexporte ins Ausland ermöglichte. Er hatte auch davon gehört, dass die Schlachtabfälle in die Indianersiedlungen gebracht werden sollten. So könne den Indianern die Trockenzeit erleichtert werden. Außerdem bekämen sie Anteil am Fortschritt, der durch die Großinvestitionen seinen Einzug hielt.

– „Der Lastwagen hat die Knochen mitten im Dorf an den Weg geschüttet,“ berichtete seine Frau weiter.

Sie wandte sich nun ganz ihm zu.

– „Von den meisten Knochen war das Fleisch völlig abgeschält. Die Leute haben vor Einbruch der Dunkelheit eilig solche heraus gesammelt, an denen noch ein wenig dran war. Manche haben eine Lunge gefunden. Mutter hatte besonderes Glück. Sie ergatterte die einzige Leber. Den Sand haben wir abgewaschen, dann haben sich die Kinder daran gefreut. Es wurde jedoch schnell Nacht und die Hunde haben uns bald abgelöst. Hunde finden ihr Fressen auch ohne Licht.“

Er antwortete mit Schweigen. Der Wind trieb den Aasgeruch herüber.

– „Eine Kuh war wohl trächtig, als sie geschlachtet wurde. Das Kalb liegt noch am Weg. Nachher sollt ihr Männer die Knochen auf einen Anhänger laden. Dann werden sie in den Busch gefahren,“ fügte sie hinzu.

– „*Naa joo*,“ sagte der *Patrón*, „bis Montag.“

Er fuhr den Weg durch das Dorf schnell zurück. Der Aasgeruch würgte ihn.

Oba nich bie mie

Uwe S. Friesen

Rampel saut aun dissem bütajeweenlich schwoaren, heeten en schwoolen Dach mol wada bloos enn siene tjliene Stow en docht no. Hee haud je sitj sienen aunjehmen Lewensowend uck aul gaunz redlich vedeent, sede siene Tjinja, en soo wea hee von oppe Wirtschaft em Darp nom Zentrum jetrocke, doa, wua väl loos wea, oba weinjich jeoabeit word, wiels dee Lied daut aula drock haude en doch nich schaufte. Fea ahm wea daut Wuat „Schaufe“ waut besondret. Schaufe mend, bie aule Wadasch em Chaco büte oppem Fletj oabeide, Krüt hacke, Boomwoll pletje, Veajel heede, Boomstamm hacke oda soage, koare, Veeh heede ooda enjoage usw. Daut haud waut met Krauft en Aunstrenjung to doone.

Rampel wisst oba uck aul, daut dee moderne Welt unja schaufe waut gaunz aundret vestund ooda weens vestohne wull. Dee meende dann uck, daut junge en een betje ellre Manna den gaunzen Dach lang enne Stow saute, wua see nich mol dee Chacohett speade, wiels dee Meschiene, dee doa enne Waunt henje, aule Loft kolt möake, dee doa nenkaum. Nich mol schweete bruckte see, en dann rede se von aunstrenje en schaufe...

En gaunz opjereacht fetald Rampel dann uck eenes Doages siene Ältsten, aus dee ahm eenmol wada besietje kaum. Hee sed: „Nee, dee Welt vondoag, dee vestoh etj nich meeja“, sed hee. „Aula habe daut drock, schaufe en doone, en komme dann noch prachre. Oba nich bie mie...“

Jistre wea daut mol wada soo wiet. Etj tjan je daut, wann dee Indiauna prachre kaume, dann gauw wie den waut to ete. Oba jistre jintj je daut doch en bet wiet fea mie.

Doa tjemmt eena ütte Jemeinde, dee fracht no halpe. Etj halp je uck aul, oba nü kunn etj nich, en etj sed ahm daut. En etj sed am noch väl meeja: Jo, jo, sed etj, aus hee mie sien Aunlidje veajebrocht haud. Dü wesst nü halpe. Etj uck, oba aundasch. Hee sed, doa wea een oama Jung, een gaunz kluaka, een Darpa. En

dee wull no dee School gohne, to dee Hoachschool enn Sommafeld! En dee bruckt Jeld, tom wohne en dee School betohle.

Etj müak dem Prachra daut kloa: Dis Jung es oam, jo. Oba es hee jesund? - Jo, hee es jesund, seda. En dann well'a waut leare! Jo. Waut wella leare? Hee well vel en lang too School gohne. Ohne too oabeide. ... Oabeide. Etj hab mien Lewe lang jeoarbeit, ohne väl to School to gohne. On etj hab daut Lewe seeja goot jeschauft. ... Tom oabeide bruckt hee tjeene School, doatoo bruckt hee eenen jesunden Tjarpa, en den haft hee, sedst du.

En wanna no dee School jegohne es en väl jeleat haft, dann tjemmt hee tridj en bruckt siene Office, sienen Schriewdesch, sienen eajnen Tereré, sienen eajnen Schetjbenjel, en dann noch daut Dintj doa enne Waunt, waut ahm dee Chacohett vom Puckel hält. On dann woat'a oabeide, sajst du? Nee, nee, nich bie mie. Fuats kaun'a oabeide, en doabie Jeld vedeene, en Ete en Tjleeda habe, en nich meeja oam senne. Schetj ahm no mie, etj woa am Oabeit jewe en ahm oabeide leare.

Leare, daut moakt domm, doa well'a nuscht meeja doone, en daut schauft nicht, nich bie mie...

Schierling's Peet

(im Stil des Chamamé gesungen)

1) Schierling's Peet wea een feina Tjeadel,
he jintj gaunz steil, met hoagem Schädel
daut dee Mejahles sich aula tiede,
woo fein dis Bädel os Maun doch wea.
Dee Peet wea uck een gooda Ritta,
meist aule Schrugge reet hee en Bieta
en aum Rodeo reet hee dee Bolles
bott dee sitj feelde os `ne oole Koo.

2) Dee Peet wisst emma em gaunz jeheimen,
daut hee dee Lies noch mol wurd nehmen.
Hee dreemd aul emma von jane Tiede,
wann see ahm jriepe wurd romm'em Hauls.
Doch daovon wull dee Lies nuscht weete,
„dem Aunjähwa, dem lat maun schweete“.
See mucht nuscht heare von Pead enn Steewle.
„Ne, dissen Peet, den mach etj nich“.

3) Biem nächsten Fast bie Rodeo Trebol
doa reet dee Peet den „Zaguaá“ Boll.
Dissa meend nich den Peet os Ritta
en heiwd'em rauf noch aum selwjen Dach.
Hee laach em Saund, kunn sitj nich reare,

os hee dann opptjitjd, musst hee sich tiere,
besied bie ahm, doa tjneed dee Lies:
„Mien leefsta Peeta, du best gaanz jries!“

Heinrich Ratzlaff

Erinnerungen an mein Heimatdorf Karlsruhe

I. Ein kleines Dorf im heißen Chacoland
das ist der Ort wo meine Wiege stand.

/: Wo heißer Nordwind fegt durch Busch und Baum,
Verlebt' ich meiner Jugend schönsten Traum. :/

2) Denk ich an dich, dann spür' ich heißen Sand.
Äquatorsonn' mir auf den Scheitel brant'.

/: an Mückenschwärme, wenn es heiß und schwül;
an Froschkonzert am Abend, wenn es kühl. :/

3) Ich denk an Puma und an wildes Tier.
Der Geier kreist hoch über dem Revier.

/: Mit Pfeil und Bogen der Indianer schleicht;
ob er zu seiner Beute was erreicht. :/

4) Am Wegesrand die Königin der Nacht;
Sie strahlt schneeweiß in des Vollmondes Pracht!

/: Am Feierabend ein Gitarrenlied,
und Sehnsucht mich zum Chacodörfchen zieht. :/

5) Was Heimat ist, hat mir noch nie gesagt
mein armes Herz, obwohl es mich oft plagt.

/: Geh mit mir heim, dort wo der schönste Gruß,
der mir entgegenklingt, heißt: „Wellkaum Tus!“ :/

Wilfried und Anita Hein.

Papa, send wie boolt tus?

1) Sacht en ruhich, en gaunz langsam
 knoat dee Ossewoage derch dee tjeele Nacht
 en gaunz bowe, blaus en doch gaunz wachsam
 sett en Jung, dee sienen Voda dann waut frajt:

Ref: Papa, wua foa wie noch han...?

Mie hungat, enn etj hab aul Angst

Papa, mie deat daut too lang

Papa, send wie nu boolt tus?

2) Komm hää Peeta, etj mott die mol waut saje,
 wie musste wajch, von aules waut ons weatvoll wää.
 Ons bleef nich Tied, toom lang noch äwalaje,
 Dee Jung fruag wada, en wuarom dann noch äwrem Mea?

Ref: Papa, wua foa wie noch han...?

Mie hungat, enn etj hab aul Angst

Papa, mie deat daut too lang

Papa, send wie nu boolt tus?

3) Peeta komm du hia mol bie mie sette.
 Sittst du den Mond en aule Stearntjes äwa ons?

Dee selwja, waut daut aless selwst deit leide,
Dee leit uck ons, brinjt ons no onsem nijen Tus.

4) Dee Jung tjitjt opp, enn siene Oage strohle
noch eenmol nemmt'a sienem Voda siene Haund.
Hee wea aul schwack, daut Feeba wull nich dohle,
woahrschienlich sach hee aul daut aundre nije Laund!

Ref: Papa, nu foa wie no hus,
Dee Mond wiest den Wajch ons doahan,
Mama hool mie mol gaunz faust,
Dann läd hee sich ruhig han.

Heinrich Ratzlaff

Buchbesprechungen

Jubiläumskomitee der Harbiner Gruppe. *Die Flucht über den Amur: Ein Zeugnis von Gottvertrauen und Mut*. Filadelfia, Chaco, Paraguay, 2007, 170 Seiten.

Vom 11. bis 13. Mai 2007 feierte die „Harbiner Gruppe“ in Fernheim, Chaco, Paraguay das 75-jährige Jubiläum ihrer Ankunft im paraguayischen Chaco am 12. Mai 1932. Als „Harbiner Gruppe“ ist die Gruppe bekannt, die 1930 über den Amurfluss von Russland nach China flüchtete und in **Harbin** einen Aufenthalt von über einem Jahr hatte, bis sie endlich die Erlaubnis und Möglichkeit erhielt, weiter nach Paraguay zu reisen. An dem besagten Datum kamen etwa 370 Personen an. Einige folgten später. Sie gründeten in Fernheim die Dörfer 14 (Blumenort), 15 (Orloff), 16 (Karlsruhe) und 17 (Schönau).

Die Flucht über den Amur war nicht eine einzige Massenflucht, sondern setzte sich aus vielen Fluchten zusammen mit einer Gesamtzahl von 1322 Personen davon 550 Mennoniten. Die anderen waren Lutheraner, Katholiken u.a. (W. Quiring, *Russlanddeutsche suchen eine Heimat*, 1938, S. 159). Die größte von allen war die Schumanowker Gruppe mit 217 Personen. Sie flohen in der Morgenstunde des 17. Dezember 1930. Diese Flucht (Fluchten) über den Amur, die Abenteuer in China und die Reise nach Paraguay, gehört mit zu den dramatischsten Ereignissen in der Geschichte der Mennoniten und mehr als ein Dutzend Bücher in deutscher und englischer Sprache und ungezählte Berichte in mennonitischen Zeitschriften haben die Fluchten festgehalten.

Auch das Jubiläumskomitee war sich der Bedeutung der Flucht über den Amur bewusst und hat aus diesem Grunde einen Teil davon in der genannten Schrift festgehalten, damit auch die jüngeren Generationen sie nachlesen können.

Das Buch teilt sich auf in zwei Hauptteile: **Teil I** beschreibt „Die Flucht über den Amur“, wie sie von A. Loewen und Abram Friesen (mitbeteiligt an der Flucht) bereits 1942 festgehalten und 1946 vom Echo-Verlag in Kanada veröffentlicht wurde, seit langem vergriffen ist und hier der neuen Generation zugänglich gemacht wird. **Teil II** bringt „Dokumente zur Geschichte der Harbiner Gruppe.“ Hier finden sich Berichte von Einzelpersonen, die bisher nicht veröffentlicht wurden. Er enthält Briefe, geschrieben während der Seereise, und das Protokoll einer „Dorfsversammlung“ in Le Havre, Frankreich, wo unter Leitung

von B.H. Unruh die im Chaco zu gründenden Dörfer organisiert und die Schulzen gewählt wurden. Es folgen drei Berichte aus dem *Mennoblatt*, geschrieben kurze Zeit nach der Ankunft der „Harbinger“ im Chaco, und eine reiche Auswahl wertvolle Fotos teils von der Reise teils aus der Pionierzeit im Chaco. Im Anhang befindet sich die Liste der nach Fernheim eingewanderten „Harbinger“.

Das Buch erhebt nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Darstellung zu sein. Dennoch wäre ein Gesamtüberblick über die vielen Fluchten und ein Hinweis auf die reichhaltige Literatur zu diesem Thema wertvoll gewesen. Ich schließe mich den Worten Gundolf Niebuhrs an, der in der Einleitung zu dem Buch schreibt: „Umso wertvoller ist es, dass nach Jahrzehnten nun doch manches zusammengestellt werden kann, weil schriftliches und mündliches Material gesammelt wurde. Es zeugt von einem gesunden Interesse der Nachkommen für ihre Eltern und Großeltern, wenn man nach 75 Jahren dieses Kapitel wieder einmal erforscht, erzählt und nacherlebt – soweit das jedenfalls möglich ist. Dazu soll das vorliegende Buch seinen Teil beisteuern.“

Gerhard Ratzlaff

Heinrich Ratzlaff: *Ältester Martin C. Friesen. Ein Mann den Gott brauchen konnte*, Hrsg. Geschichtskomitee der Kolonie Menno, Loma Plata 2006. 105 SS.

Computer und effiziente Druckprozesse erleichtern es uns immer mehr, kostengünstig und ohne großen Zeitaufwand ein kleines Buch zu publizieren. So beobachtet man einen erfreulichen Strom von Publikationen, die aus Privatinitiative, oft auch angeregt durch eine Institution oder einen Verein wie in Menno das Geschichtskomitee, neuerdings herausgegeben werden. Wer mit der Geschichte der Kolonie Menno auch nur oberflächlich vertraut ist, wird sich fragen, wieso es fast 40 Jahre gedauert hat, bis endlich eine Lebensgeschichte über den Ältesten M. C. Friesen (1889-1968) vorliegt. Er ist bei der älteren Generation der Siedler hier im Chaco, auch über die Grenzen der Kolonie Menno hinaus, eine bekannte und geschätzte Persönlichkeit gewesen. Personen, welchen es geschenkt ist, zu

einem Symbol bzw. einer Verkörperung ihrer Gemeinde, ihrer Gemeinschaft und ihrer Zeitepoche zu werden, sind spärlich gesät. Und eine solche Person war Ältester Friesen.

Das vorliegende Buch ist eine Materialsammlung, veranlasst und editiert von Heinrich Ratzlaff. Er hat Interviews gesammelt, die von Johann R. Penner unter den älteren Gemeindearbeitern in Menno gemacht wurden. Es handelt sich um Personen, die zu den Mitarbeitern und Vertrauten des Ältesten Friesen zählen. Diese Interviews, ergänzt durch dokumentarisches Material aus dem Geschichtsarchiv der Kolonie, sowie persönliche Erinnerungen machen den Inhalt des Buches aus. Es ist besonders aufschlussreiche Lektüre für Personen, die den Ältesten zwar als Person gekannt haben, nicht aber seine institutionelle Rolle bei der Über- und Ansiedlung der Mennoleute sowie bei der Festigung des Gemeindelebens in der neugegründeten Kolonie. Aber nicht nur historisch informativ ist dieses kleine Buch, es wirkt auch inspirierend, zumal es teils eine Glaubensbiographie darstellt. „Achtet auf eure Lehrer...“ mahnt uns der Hebräerbrief. Die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts haben das Ältestensystem in der mennonitischen Kirche abgeschafft zugunsten von demokratischeren Formen. In der Kolonie Menno setzte diese Tendenz bald nach dem Tod von M. C. Friesen ein. Heute würden wir wohl kaum im Ernst dafür plädieren, das System wieder neu zu beleben. Aber wir sind auch nüchterner geworden in Bezug auf die zunehmend professionellen und demokratischen Strukturen des heutigen Gemeindelebens. Wie es ein Schreiber der 1990 erschienenen „Mennonite Encyclopedia“ sagt: „Es ist Zeit, dass jemand aufsteht und etwas Gutes sagt über das Ältestensystem“¹. Manche dieser Ältesten waren Vorbilder des Glaubens im wahrsten Sinne des Wortes. Man darf hoffen, dass dies nicht die einzige Publikation über M. C. Friesen bleiben wird.

Zur Form des Buches muss gesagt werden, dass eine etwas stärkere editorielle Verarbeitung des Stoffes die Leserfreundlichkeit des Materials erhöht hätte. Vor allem Leser die nicht vertraut mit Person und Kontext dieses Buches sind, werden, durch die Aneinanderreihung des Materials etwas verwirrt sein. Trotz dieser stilistischen Einschränkung empfiehlt sich dieses Buch zur Lektüre für alle die mit „einem Mann den Gott brauchen konnte“ bekannter werden möchten.

Gundolf Niebuhr

¹ Robert J. Baker in *Mennonite Encyclopedia Vol. V*. Herald Press, Scottsdale, 1990, S. 87.

Gerhard Ratzlaff: *Robert und Myrtle Unruh: Dienst an der Gemeinschaft mit nachhaltiger Wirkung*, Filadelfia 2007

Es fällt nicht schwer, Spuren von Robert Unruh und seiner Frau Myrtle, geb. Goering, im paraguayischen Chaco, besonders in den Mennonitenkolonien zu finden. Ob in der Landwirtschaft oder in der Viehzucht, beim Gemüseanbau oder in der Küche, überall stößt man auf die Früchte ihrer Arbeit. Sie waren seinerzeit nicht nur hilfreiche Ratgeber, sondern legten auf beispielhafte Art und Weise selber Hand ans Werk. Sie experimentierten, machten vor und lehrten Jung und Alt, wie man die Lebensbedingungen im Chaco verbessern könnte.

Sie waren buchstäblich die Retter in der Not, als sie vor etwa einem halben Jahrhundert, von Gott berufen und vom MCC ausgesandt, herkamen, um neue Wege zu erproben und zu propagieren. Landwirtschaft und Viehzucht waren bis dahin auf die relativ kleinen Kampfläachen begrenzt gewesen, die großen Waldbestände galten als weitgehend nutzlos. Und doch waren gerade sie die fruchtbarsten Böden für eine intensive Weidewirtschaft. Doch das musste erst einmal erkannt und dann genutzt werden. Welche Wege Robert Unruh dabei einschlug, darüber berichtet das von Gerhard Ratzlaff im Auftrag der Mennonitenkolonien im Chaco herausgegebene Buch. Tatkräftige Unterstützung bei der Materialsammlung erhielt er dabei durch Edwin Neufeld aus Fernheim und Phil Roth, den ehemaliger Paxboy aus den USA.

Ursprünglich wollte Robert Unruh Missionar werden und bewarb sich daher an der Universität um ein Medizinstudium. Da er aber infolge des großen Andrangs zum Medizinstudium nicht zugelassen wurde, bereitete er sich im Bethel College und in der Cornell University auf einen Entwicklungsdienst in der Landwirtschaft vor. Da er selber praktische Erfahrungen in der Landwirtschaft gesammelt hatte und mit ärmlichen Verhältnissen auf dem Lande vertraut war, fiel es dem Ehepaar Unruh nicht schwer, dem Ruf des MCC durch William T. Snyder zu folgen und nach Paraguay zu gehen.

Unruhs Arbeit begann 1951 auf der von Menno Klassen in Fernheim eingerichteten Versuchsstation, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die Landwirtschaft und Viehzucht im paraguayischen Chaco durch verschiedene Anpflanzungen und durch Verbesserung der Viehzucht zu heben. Keiner hatte zu Anfang erwartet,

dass die Unruhs mit einigen Unterbrechungen bis 1983 ihren Dienst im Chaco verrichten würden. Intensive Bodenbearbeitung, professioneller Umgang mit Pflanzenschutzmitteln und das Ausprobieren von geeigneten Pflanzen für den Chacoboden gehörten zu seinem Aufgabenbereich. Geduldig, einfallreich und sehr beständig ging Unruh dabei ans Werk. Dabei interessierte ihn der Gemüseanbau ebenso wie die Land- und Weidewirtschaft. In der Zentralschule und in Fortbildungskursen konnten er und seine Frau Jung und Alt für eine gesunde und abwechslungsreiche Küche sowie für eine diversifizierte Landwirtschaft begeistern.

Unruhs besonderes Verdienst liegt darin, durch die Rodung des Chacobusches und die Anpflanzung von Kunstweiden die Grundlage für eine intensive Viehzucht zu legen. Durch die Einführung des Büffelgrases und die gezielte genetische Verbesserung der Rinderzucht konnten grundlegende Erfolge auf dem Milch- und Fleischsektor erzielt werden. Und Myrtles Kochkünste, die sich in hunderten von Rezepten niederschlugen und in dem Kochbuch „Mit Mana gespeist“ festgehalten wurden, haben die Koch- und Essgewohnheiten der Mennoniten im Chaco entscheidend verändert.

Unruhs Einsatzgebiet, das sich in erster Linie auf die Kolonie Fernheim erstreckte, erweiterte sich später dahingehend, dass er sowohl bei der Ansiedlung der Indianer als auch bei der Einrichtung des interkolonialen Servicio Agropecuario (SAP) entscheidend mitwirkte. Robert und Myrtle Unruh waren bescheidene Leute, die sich sehr gut in die mennonitische Gesellschaft des Chaco integrierten. Sie verstanden ihre Arbeit als christlichen Dienst, der möglichst vielen Menschen zugute kommen sollte. Es ist daher fast selbstverständlich, dass die verantwortlichen Führungspersonen, aber auch einfache Bauern für die Arbeit der Unruhs dankbar waren.

Stellvertretend für die vielen Lobesworte, die am Ende des Buches wiedergegeben werden, seien hier die Bemerkungen von Jacob N. Giesbrecht, dem ehemaligen Oberschulzen der Kolonie Menno, zitiert. Er schreibt:

„Herr und Frau Unruh waren Menschen, die als bewusste Christen in ihrem Leben versucht haben, nach bestem Wissen und Können sich anderen Menschen nützlich zu machen. Dabei sind sie von uns manchmal überfordert worden. Das gilt nicht nur in Bezug auf die Arbeit in den Mennonitenkolonien, sondern auch für die Indianersiedlungen und darüber hinaus für die ganze Chacoregion. Er ist der Pionier des wirtschaftlichen Aufschwungs dieser Zone. Er hat junge Menschen motiviert, eine Ausbildung zu machen und hat Finanzen dafür gesucht.

Dass wir heute die meisten Fachkräfte aus den eigenen Reihen haben, ist zum größten Teil sein Verdienst. Seine fachmännische Leistung und sein Einsatz für seine Mitmenschen haben viel Frucht getragen.“

Dem ist nichts mehr hinzuzufügen. Gerhard Ratzlaff und seinen Mitarbeitern ist zu danken, dass sie diese wertvolle Dokumentation zusammengestellt haben. Das Buch ist flüssig geschrieben, zahlreiche authentische Zitate lockern die Lektüre auf und die Fotos tragen zur Veranschaulichung des Dargestellten bei. Es bleibt zu wünschen, dass das Buch zahlreiche Leser und auch Käufer findet, denn ein gekauftes Buch ist allemal mehr wert als ein geliehenes. Dankbar hervorzuheben ist auch, dass die Kolonieverwaltungen die Erarbeitung und Drucklegung dieses Buches durch ihre finanzielle Beteiligung ermöglicht haben.

Jakob Warkentin

Rudolf Dyck: *Aus dem Leben eines Arztes im Chaco: Erlebnisse, vielseitige Erfahrungen und Schlussfolgerungen aus meinem Leben*, Asunción 2007.

Wer denkt nicht an Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, wenn er zum ersten Mal den Titel dieses Buches liest. Mir jedenfalls erging es so. Doch bereits die ersten Seiten zeigen, dass es sich hier nicht um fiktive Dichtung, sondern um eine realistische Darstellung der beruflichen Biographie eines engagierten und erfolgreichen Arztes handelt.

Dr. Rudolf Dyck, so wie ihn die meisten Chacobewohner kennen, wird meistens in Verbindung mit seiner Frau Dr. Erika Dyck, genannt, denn ihre berufliche Karriere haben sie stets gemeinsam geplant und durchlebt. Beim Schreiben hatte Dyck nicht die Absicht als „Weltverbesserer“ aufzutreten, wohl aber wollte er den Leser nicht nur an seinen Erfahrungen, sondern auch an seinen Schlussfolgerungen aus seinem Leben teilnehmen lassen. Nun, da er älter geworden ist und keine beruflichen Konsequenzen zu befürchten hat, tritt er aus der Deckung hervor, um „seine Wahrheit“ öffentlich kund zu tun. Dafür sind wir ihm dankbar.

Rudolf Dycks Lebensweg verlief keineswegs geradlinig, wohl aber stets zielori-

entiert. Er begann in der Kolonie Fernheim, im paraguayischen Chaco, führte über Buenos Aires und Deutschland wieder zurück nach Paraguay, wo er in mehreren Mennonitenkolonien als Arzt tätig gewesen ist. Seine ersten Lebensjahre verlebte er in Ostparaguay, wohin seine Eltern mit vielen anderen Fernheimern gezogen waren, da sie meinten, dort bessere Lebensbedingungen zu finden. Sie kehrten später aber wieder in den Chaco zurück, so dass Dyck in Fernheim die Zentralschule abschließen konnte.

Doch damit schien die Bildungslaufbahn zunächst beendet zu sein. Dycks Ziel war klar, er wollte Medizin studieren, doch hatte er weder die Mittel noch die Gelegenheit dazu. Daher ergriff er die nächstbeste Gelegenheit, um weiter lernen zu können. So besuchte er zunächst den „Pädagogischen Kursus“ in Filadelfia und anschließend absolvierte er am selben Ort die Krankenschwesternausbildung. Zu dieser Zeit lag die Leitung des Krankenhauses in den Händen von Dr. Erika Tavonius und Dr. Alexander Waegele.

Nach Abschluss der Krankenschwesternausbildung beschloss Dyck, sein Medizinstudium in Buenos Aires zu machen. Doch dazu fehlten ihm sowohl die finanziellen Mittel als auch die schulischen Voraussetzungen. Dennoch wagte er den Schritt, als ihm ein Vertreter der mennonitischen Gemeinden in Kanada versprach, ihn beim Medizinstudium finanziell zu helfen, wenn er erst einmal die schulischen Voraussetzungen für ein Medizinstudium geschaffen hätte.

Zielstrebig wie er war, ging Rudolf Dyck nun ans Werk. Zunächst legte er alle erforderlichen schulischen Examina in Buenos Aires ab und absolvierte dann das Medizinstudium. Mit wie vielen Schwierigkeiten er dabei zu kämpfen hatte, weiß jeder, der einmal im Ausland seine Bildung fortgesetzt hat. Im Jugendkreis der Mennonitengemeinde in Buenos Aires lernte er Erika Braun, seine spätere Ehefrau kennen, die ebenfalls ein Medizinstudium in Buenos Aires absolvierte.

Nachdem beide erste Berufserfahrungen in den Krankenhäusern in Buenos Aires gemacht hatten, kehrten sie nach Paraguay zurück und begannen eine ärztliche Berufstätigkeit, die sie von Volendam über Filadelfia, Loma Plata und Neu-Halbstadt schließlich zur Leprastation Kilometer 81 führte, wo sie es hauptsächlich mit der ärmeren lateinparaguayischen Bevölkerung zu tun hatten. Nun, im Rentenalter ist das Ehepaar Dyck nach Filadelfia zurückgekehrt und stellt seine ärztlichen Dienste noch nach Bedarf der Gemeinschaft zur Verfügung.

Der Vorruhestand hat Dr. Dyck aber auch die Zeit und Gelegenheit geboten, um in abgeklärter Form seine Lebensgeschichte nochmals zu bedenken und sie in

Buchform der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu welchen Erkenntnissen er dabei gelangt ist und welche Schlussfolgerungen er aus seinem interessanten und bewegten Leben gezogen hat, kommt in manchen Zeilen, mehr aber noch zwischen den Zeilen zum Ausdruck.

Neben der Arbeit unter den Mennoniten hat sich das Ärztepaar auch mit der medizinischen Arbeit unter den Lateinparaguayern und unter den Indianern intensiv befasst. Dabei interessierten sie sich neben der medizinischen Betreuung besonders für den Kulturwandel bei den Ayoreos. Kritische Worte findet Dyck gegenüber einigen Anthropologen, die seiner Meinung nach den Indianern einseitig nach vorgefassten ideologischen Grundsätzen zu helfen versuchten.

Dies sind nur einige Hinweise auf das ereignisreiche Leben von Dr. Rudolf Dyck und seiner Frau Erika. Auf viele Erlebnisse, die in humoristischem Stil dargeboten werden, kann hier nicht eingegangen werden. Dem Leser sei jedoch empfohlen, das ganze Buch zu lesen, denn mit der Lebensgeschichte dieses Ehepaares wird zugleich ein Teil der Krankenhausgeschichte der Mennonitenkolonien in Paraguay dargestellt.

Das Buch hat eine ansprechende äußere Form, liest sich gut und wirkt besonders anschaulich durch die zahlreichen authentischen Fotos am Ende des Buches. Es bleibt zu wünschen, dass das Buch viele Leser findet.

Jakob Warkentin